

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Hest 7, 1.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverlandt fl. 1.60).

Berlin und Wien, 1. April 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverlandt fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

In Coupée war es heiß und die ganze Luft mit Staub durchseht. Er legte auf die Kleider und die Gesichter grauen Schimmer, man fühlte ihn knirschend zwischen den Zähnen, und dick lag er auf den Holzleisten vor den Fenstern. Draußen, die Felder auf der endlosen Ebene, die der Zug durchraiste, standen im bleichen Gelb des reisenden Getreides. Es war Ende Juli, und Martha lehrte heim.

Vier Wochen länger als es anfangs möglich schien, hatte sie sich in Berlin gehalten.

Sie nähte jeden Abend bis in die Nacht hinein für Frau Vertikow seidene Unterröcke, und die Frau ermäßigte ihr dafür ihr Pensionsgeld auf siebenzig Mark. Auch gewöhnte Martha sich das Glas Bier abends und die Tasse Kaffee nachmittags ab. Und so, in Arbeit und Entbehrung, hatte sie einen Monat länger bleiben können, fast bis zum Beginn der Ferien, die Professor Kley erst am ersten August beginnen ließ.

Martha hatte ein vertragenes Winterkleid an. Was sie noch an Sommerzeug vom vorigen Jahr besessen, —

es war ohnehin sehr bescheiden, — paßte ihr nicht mehr, denn Martha war noch gewachsen. Zur Anschaffung eines Kleides hatte es nicht gereicht.

Der Abend kam, langsam schlich die Dämmerung über die Felder, sie wurden farblos, und die Welt schien weiter und stiller zu sein.

Wie gut, am Abend anzukommen. Es schien Martha, als sei die Heimkehr weniger grausam, als sähe nicht alles sie so grell und höhrend und brutal an.

Ihre Eltern waren am Bahnhof, in freudiger, stolzer Erwartung. Die Mutter weinte.

Aber Martha hatte sich die Thränen abgewöhnt. Müde und zerstreut begrüßte sie die ihren. Der Gang durch den lauen Sommerabend that ihr wohl.

Daheim jedoch, in der engen Wohnung, bei der geräuschvollen Freude ihrer Geschwister, bei dem lauten Abendessen, zuckte sie manchmal mit den Brauen und glaubte nicht, auf ihrem Stuhl sitzen zu können. Sie war eben nervös geworden, — sehr nervös.

Und wieder war ein Eifer in ihr, wie damals in Berlin; keinen Tag, keine Stunde wollte sie verlieren.

Sie ging am anderen Morgen zu Senator Benfeld's. Die Herrschaften waren verreist.

Dann zu Fräulein Deppermann. Verreist. Dann zu Fräulein Schirmacher. Verreist.

Martha hatte vergessen, daß noch Ferien waren, und begriff, daß sie noch vierzehn Tage mit allen weiteren Schritten warten müsse.

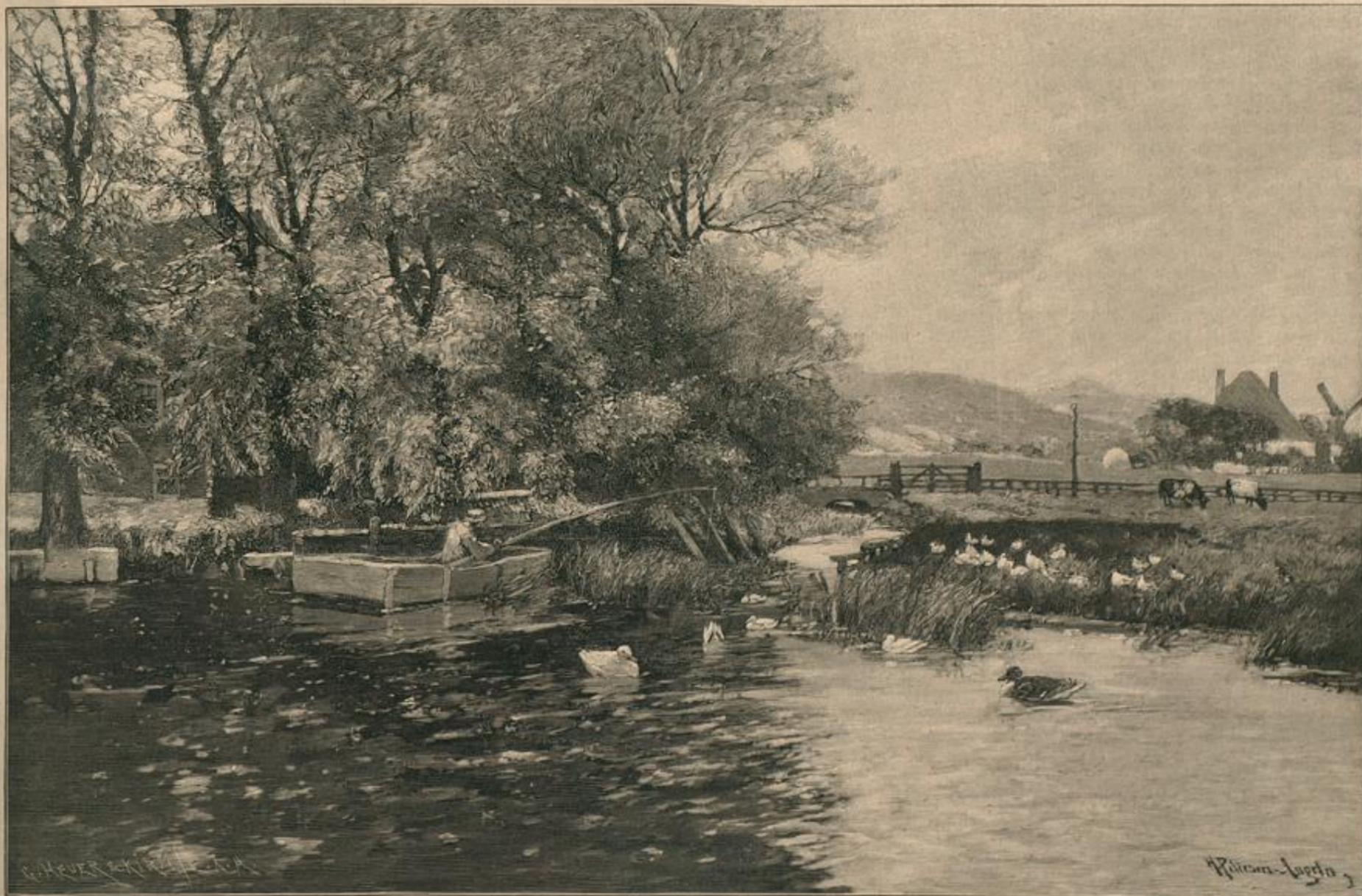
Nur Hasenkamp traf sie. Der hatte kein Geld zum Verreisen, obwohl er besserer Laune war, als im vorigen Jahr. Ein Handwerker-Gesangverein hatte ihn zum Dirigenten erwählt und zahlte ihm ein nettes kleines Gehalt.

„Herrjeses,“ dachte Hasenkamp, „das Mädchen sieht aber aus! Sehr häßlich geworden. Na, viel war ja nie dran.“

Martha sagte ihm, daß sie zunächst Klavier- und Gesangstunden geben wolle.

„Also Ihrem alten Lehrer auch noch Concurrenz machen,“ scherzte er etwas säuerlich.

„Hoffentlich nur kurze Zeit,“ sagte Martha, „Sie wissen, meine Eltern sind unbemittelt, ich muß ihnen zurückerstatten, was sie für mich hergaben; auch bei Ihnen und Kapellmeister Leo habe ich Schulden. Ich denke, schon im Anfang October ein Konzert zu geben. Den Ertrag dieses ersten Konzertes muß ich dazu verwenden, eines in Berlin zu veranstalten, denn es heißt: ohne das wird man nicht bekannt, und die Konzert-Agentur empfiehlt einen auch nicht. Dann gebe ich im Laufe des Winters hier noch zwei Liederabende, werde auch hoffentlich mehrere Engagements nach auswärts bekommen. All das Geld, was ich damit verdiene, will ich zum Tilgen meiner Schulden verwenden. Und deshalb muß ich so lange Stunden geben. Am Tage, wo der letzte Pfennig bezahlt ist, hänge ich die Lehrerin an den Nagel und finge nur noch in Konzerten.“



Am Mählenteich. Nach dem Gemälde von S. Peterfen-Angeln.

„Ein Plan, der Hand und Fuß hat,“ sprach Hasenkamp, dem der ruhige, zielbewußte Vortrag unwillkürlich imponierte.

Auch den Eltern war es recht, daß Martha noch vierzehn Tage warten mußte, ehe sie wieder anfangen zu arbeiten. Sie war gar zu mager und sah so schrecklich ernst drein. Man mußte sie erst ein bißchen pflegen. Auch sah der Inspector ohne weiteres ein, daß er noch fünfhundert Mark aufnehmen müsse; Martha mußte doch eine hübsche, möblierte Stube miethen, wo sie ihre Schülerinnen empfangen könne; das Klavier war ja da und konnte fortan Martha gehören. Auch etwas ordentliches anzuziehen mußte Martha haben.

Und so konnte man denn Mitte August in allen Hamburger Blättern die Anzeige lesen:

Martha Lambert,
Konzertsängerin.

Empfiehlt sich zu Gesang- und Klavier-Unterricht. Ernst-Meckstraße 54, II Treppen.

Martha hatte Glück. Durch Fräulein Schirmacher erhielt sie nach und nach drei Schülerinnen, auch wurde sie für den Gesangunterricht in der Schule engagiert. Zwei ihrer einstigen Mitschülerinnen meldeten sich zu Gesangsstunden. Zehn Privatstunden à drei Mark die Woche und dazu noch vierzig Mark Honorar für den Monat für den Schulunterricht, — das war Martha's erfreuliches Budget am ersten October, und stolz trug sie einiges erspartes Geld zu Hasenkamp.

Sie freute sich, daß Stundengebühren nicht für immer ihr Loos zu sein brauchte. Obgleich sie ein unleugbares Geschick zum Lehren hatte, und ihre Schülerinnen gleich sehr an ihr hingen, war es ihr doch schrecklich, so von Haus zu Haus, von Stadttheil zu Stadttheil zu jagen, oder bei sich in ihrer Stube immer wieder dieselben Sachen durchzunehmen, immer wieder die Anfangsgründe durchzulauern, immer wieder Geduld mit den unmusikalischen Schülerinnen zu haben.

Gottlob, — in einem Jahr vielleicht war sie frei davon!

Weid that es ihr, daß Fräulein Deppermann sich sehr schroff gegen sie stellte. Martha war keine Menschenkennerin, sie bedachte nicht, daß sie nunmehr Fräulein Deppermann's Concurrentin geworden war; auch ahnte sie nicht, daß Fräulein Deppermann es weder sich noch ihr vergab, daß sie einmal, — an jenem unvergeßlichen Abend, — Zeugin ihrer wahren Natur geworden war, und daß vielleicht Fräulein Deppermann eine Indiscretion fürchte. Auch Bensfeld's schienen kühler, — vielleicht durch Fräulein Deppermann beeinflusst.

Martha kündigte ihren Liederabend für den achten October an. Hasenkamp, gegen ein Honorar von achtzig Mark, — weil sie es sei, — wollte begleiten.

Das rosa Kleid mußte aus seiner Schachtel, wo es mit Naphthalin bestreut, bewahrt gewesen.

Ach, es war auch an seinem Glanztag nur ein altes, aufgearbeitetes Kleid gewesen. Nun sah es recht unfrisch aus. Und als Martha es anprobirte, mit zuckenden Lippen und zitternden Händen, — da fiel es von den Schultern und schlotterte um die Taille. Martha wurde plötzlich flammend roth. Sie konnte nachträglich gar nicht fassen, daß sie sich in einem so tief ausgeschlittenen Kleid gezeigt hatte. Spitzen wurden gekauft und Tüll, der den Rock bedeckte, alles recht billig, von geringer Sorte.

Als Martha am Morgen des Konzertes in der Musikalienhandlung vorsprach, theilte man ihr mit, daß achtzig und einige Bilets verkauft seien. Die Herren fanden es viel, Martha war bitter enttäuscht. Anstatt eines Gewinnes noch kaum die Kosten! Aber noch einmal regte sich, was noch von leichtem Jugendsinn tief irgendwo in ihrem Innern versteckt gewesen: sie verbot das Verschicken von Freibillets und meinte, es seien ja noch acht Stunden Zeit, — der Andrang käme vielleicht erst heute.

Aber er kam nicht, und die Menschen saßen, ein unheimlich kleines Häuflein, im Saal. Wenn neunzig Menschen auf der Straße zusammenstehen, ist es fast ein Auflauf. Es erschien Martha ganz räthselhaft, daß sie nach so wenig aussehenden konnten, bloß weil vierhundert leere Stühle hinter ihnen in Reih und Glied standen.

Das Programm war vornehm: Brahms und Schubert, Strauß und Cornelius.

Martha, den Hals viel zu hoch mit plumphen Spitzen bepackt, sah so unvorthelhaft wie möglich aus. Ihre Stimmung war gedrückt. Jahre ihres Lebens hätte sie darum gegeben, noch vom Podium einen Aufschub des Konzertes verkünden zu dürfen. Sie schob plötzlich die Veere auf den Zeitpunkt: es war noch zu früh für ein Konzert.

Sie sang ihr Programm ab, mit eiserner Energie ihre

besten Kräfte einsetzend. Das Bestreben, den Saal mit ihren Tönen zu füllen, griff sie sehr an. Der Beifall war larg, — er klang fast mitleidsvoll.

Ach, und verzweifelt fühlte Martha: die Weihe und der Glanz von jenem einen Abend, — die kamen niemals, niemals wieder!

Auch einige Lieder aus der „Winterreise“ standen auf dem Programm: Die Post, die Krähe und die Letzte Hoffnung.

Martha sang:

Sie und da ist an den Bäumen
Noch ein buntes Blatt zu seh'n,
Und ich bleibe vor den Bäumen
Oftmals in Gedanken steh'n.

Schau nach dem einen Blatte,
Hänge meine Hoffnung d'ran;
Spielt der Wind mit meinem Blatte,
Bitt' ich, was ich zittern kann.

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
Fällt mit ihm die Hoffnung ab,
Fall' ich selber mit zu Boden,
Wein' auf meiner Hoffnung Grab.

Und wie Hasenkamp so breit in die Tasten griff und wie es so von ihren Lippen strömte,

„Wein' — wein' auf meiner Hoffnung Grab — — da zerriß etwas in ihrem Herzen. Ein Schauer durchrann sie. Ihr war, als habe sie sich ihre eigene Todtenklage gesungen.

Scheu nur, mit bebenden Fingern nahm sie am anderen Morgen selbst alle Zeitungen an einem Verkaufstand. Sie glaubte, die Verkäuferin müsse ihr ansehen, was sie suche.

Die Kritiken waren vernichtend. In der einen stand: „Die freundlichen Hoffnungen, welche die junge Sängerin im vorigen Jahr in uns erweckte, haben sich nicht erfüllt.“ In der zweiten: „Wenn die jungen Künstler und Künstlerinnen heutzutage ein paar Monate bei einem berühmten Meister studieren, glauben sie, die Welt mit dem unfertigen Werde-Zustand ihrer „Kunst“ schon sogleich beglücken zu müssen. Wir rathen Fräulein Lambert, ihre Studien noch zwei oder drei Jahre fortzusetzen, falls ihre sehr kleine und des Glanzes völlig ermangelnde Stimme ihr das Opfer werth erscheinen läßt.“ Und die dritte: „Fräulein Meyer hat sich inzwischen in ein Fräulein Lambert verwandelt, — ihr Eifer, sich ein wohlklingendes Pseudonym zu besorgen, ist von mehr Erfolg gekrönt gewesen, als ihr Studium.“ Die vierte —

Nein, Martha las nicht mehr. Ihre Lippen waren farblos, ihre Füße schwer. Sie schlich hinaus und nahm die Karte von der Thür, worauf stand:

Martha Lambert,
Konzertsängerin

und dann zog sie ihre Galoschen an und schürzte sich das Kleid hoch, denn draußen goß es in Strömen. Sie hielt den Schirm in unsicherer Hand und trottete die Straße dahin und dachte immer mechanisch:

„Ach Gott, ich komme zu spät.“

Sie hatte eine Stunde am Schwanenwyd zu geben, und darnach eine andere in der Schirmmacher'schen Schule, und darnach eine andere —

Es war jemand mit der Peitsche hinter ihr und trieb sie, immerfort, immerfort — durchs Leben. — —

Die Jahre rannen. Martha merkte es gar nicht. Sie hatte so schwer zu arbeiten. Das Konzert that ihrer Lehrertätigkeit auf lange hinaus Schaden.

Und die Schulden wollten bezahlt sein. Im Ganzen waren es ja kaum dreitausend Mark.

Doch Thalerweise wollten sie vom Munde gepart sein, und das war eine lastende, lange, mühselige Arbeit.

Aber allmählich sprach es sich doch herum, daß Martha Meyer eine sehr tüchtige Lehrerin sei; auch machte Fräulein Deppermann im Bensfeld'schen Kreis irgend eine Klatschgeschichte, und Martha erhielt manche ihrer Stunden. Und so kam es, daß Martha nach sechs Jahren schuldenfrei war. Von da an hatte sie es, nach der Meinung ihrer Eltern, prachtvoll. Sie verdiente schon beinahe zweitausend fünfhundert Mark im Jahr und hatte sich in eine Sparversicherung eingekauft.

Wie lange war es schon her, — mit Ihm?! Martha wußte es kaum mehr. Jahre, Jahre! Zwölf oder vierzehn. Und sein Name ging glanzvoll durch alle Welt. Er war in Amerika berühmt und in Rußland, in England und in Spanien wie in Frankreich. Martha las es in den Musik-Zeitschriften, die sie hielt, immer, wo er war. Auch, daß er sich von der Morwitz geschieden und eine russische Prinzessin geheirathet habe, las sie. Und wie ein Märchen erschien es ihr, daß

dieser leuchtende Mann einmal in ihrem Leben gestanden haben sollte.

Das Schicksal hatte ihr den Beweis aufgespart, daß sie nicht geträumt. — —

Alban Desjowsky kam nach Hamburg. Die musikalischen Kreise geriethen in Fieber. Man erinnerte sich dunkel, daß der große Mann vor ungefähr vierzehn Jahren hier konzertirt habe, — mit wem doch noch! Wichtig, — mit Martha Meyer. Tausend Fragen stürmten auf sie ein. Mit ihrem ruhigen Gesicht sagte sie einfach, sie habe gar keine Beziehungen und wolle sich ihm auch nicht in Erinnerung bringen, da er seitdem wohl mehr als tausend Konzerte gegeben und an das mit ihr doch nicht mehr denken könne.

Aber schon am Tage der ersten Ankündigung hatte sie sich eine Karte zu seinem Konzert gekauft.

Die Senatorin Bensfeld träumte von einer Soirée, schrieb an den berühmten Mann, erinnerte ihn daran, daß sie ihn schon einmal bei sich gesehen, und lud ihn zum festlichen Mahl. Als Antwort kam ein Telegramm, worin der Secretär des Herrn Desjowsky mittheilte, daß der Künstler dankend ablehne, weil er und „Madame la princesse“ noch in der Nacht Hamburg wieder verlassen. Die Senatorin war über diese arrogante Art wüthend und grollte sich gegen Martha aus.

Auch dazu hielt sie still, — — zu allem, — — das war sie so gewohnt. — —

Still saß sie auf ihrem Eckplatz im Konzert, — ganz still.

Sie wartete. Ihr war, als stehe eine Katastrophe bevor. Irgend etwas Ungeheures mußte sich ja begeben. — —

Aber es begab sich nichts. Ein Pianist trat auf und spielte etwas Farbloses. Und dann kam er. —

Martha beugte sich vor. Die Augen wurden ihr starr und weit. — — Er? wirklich er? Noch so bleich wie damals, — noch dieselbe wirre Locke auf der Stirn, — noch dieselbe Schwermuth im Lächeln, — — und die Brust voll Orden, und an der Hand einen ungeheuren Brillanten. — —

Er spielte. Martha hörte es nicht. Starr, — wild, — unverwandt sah sie, — — sie wollte ihn zwingen, sie zu sehen, — zwischen den Hunderten sie allein. — —

Der tobende Beifallssturm schreckte sie auf. Sie erhob sich, — wankend ging sie hinaus. Viele sahen ihr nach.

Sie kam heim in ihre Wohnung und wußte nicht wie, — gewohnheitsmäßig zündete sie Licht an.

Und plötzlich warf sie sich auf einen Stuhl und weinte — — —

Ihr war's, als stände er neben ihr, und als jänge seine Geige:

„Wein', wein', auf meiner Hoffnung Grab — — —“

Lange weinte sie fort, — immer stiller und leiser. Dann hob sie das Haupt und trocknete die Thränen. Sie sah sich um.

Einfach war die Stube, einfach wie das Schlafzimmer nebenan.

Aber die freundlichen Möbel gehörten ihr, — von ihrer Arbeit waren sie erworben!

Klein war die Wohnung, aber gemüthlich, — von ihrer Arbeit wurde sie bezahlt!

Und da drinnen im Schreibtisch lag ein Papier, — es sicherte ihr Alter, — von ihrer Arbeit hatte sie es beschafft!

Ein schwermüthiges Lächeln schlich über Martha's Angesicht, — echter als das, was Alban Desjowsky vorhin dem berauschten Publicum gezeigt. — — —

Sie erhob sich, ging an ihren Schreibtisch und sah nach, welche Stunden sie morgen zu geben hatte.

Nachdruck verboten.

Darum.

Meine Mutter will nichts von Dir wissen
Und mein Vater mag Dich gar nicht leiden,
Darum habe ich Dir sagen müssen,
Daß es aus sei mit uns beiden.

Und nun reden sie, ich soll nicht weinen
Und nicht immer trübe Augen machen.
Darum muß ich auch so lustig scheinen,
Darum lernte ich das laute Lachen.

Darum bin ich auch so übermüthig,
Aber denke nicht, ich sei verdorben.
Aber wenn Du wiederkommst, — sei gütig,
Seh vorbei, und denk, ich sei gestorben.

Alice Falkenthal.

Nachdruck verboten.

Süßigkeiten.

Von Sanitätsrath Dr. W. Koelbechen.



ur Einleitung oder als erste Hälfte bringen wir eine kleine, lehrreiche Familien-Geschichte aus dem ungereimten oder, sagen wir höfentlich zutreffender, reinlosen Struwwelpeter für Erwachsene.

Dr. Hebestreit war Arzt und hatte außer seiner Praxis und einer Familie von insgesamt zwei Köpfen noch eine Schwiegermutter, Lina Jochem, geb. Meerlag. Sie konnte nicht dafür, daß ihr Name nicht schöner war, Hebestreit hatte auch bei seiner vormaligen Bewerbung um die Tochter keinen Werth auf den doch verschwindenden Namen gelegt.

Der Arzt ist auswärts, — hoffen wir lohnend, — beschäftigt. Die Hausfrau stopft oder strickt, näht oder sticht, erweist sich jedenfalls für das Wohl ihres Sproßlings thätig, als dieser, der kleine sechsjährige Hans, dessen rothe Waden von der glücklichen Ueberwindung eines Geburtstags-Wagen-Katarchs rühmliches Zeugniß ablegen, in die Stube stürzt mit den nicht mißverständlichen Worten: „Mutterchen, noch eine Stulle!“ — Eben schlägt es fünf Uhr, der Vater hat zwar ganz bestimmt und öfters nur ein bestimmtes, zur festen Stunde zu verabfolgendes Butterbrod vorgeschrieben, aber wird Frau Emma, die übergütige Mutter, den Hamlet mit seinem fatalen: „Schwachheit, Dein Name ist Weib!“ gründlich lügen strafen? Leider nein! Hänschen ist ihr Einziger, Liebling oder Abgott. Sie sagt: „Eigentlich solltest Du nach Vaters Willen jetzt genug haben, aber“ — Der Hans kümmert sich nicht wesentlich um den Nachsatz, sondern läuft der Mama in die Speisekammer voraus, wo die Extrastulle geleistet wird. Ei, — zwei Sünden in einem Ahemzuge, Frau Emma! Nichtachtung der Worte des Gatten, und gar vor des Kindes Ohren! Kann ich die unerlaubte Stulle der erlaubten gefolgt und einverleibt, Mutter und Kind sind wieder in der Stube, da klingelt und pocht es, Frau Lina Jochem geborene Meerlag tritt ein. Ehe ein Wort der Begrüßung fallen kann, sind Hänschens Augen auf den mit Phantasieblumen gestickten Sammetbeutel, der am Arme der Eingetretenen derbeihungsvoll baumelt, mit Sicherheit gefallen, und er fragt: „Hast Du mir 'was mitgebracht, Großmama?“ „Ei freilich, mein Goldjunge!“ Eine tüchtige Papierbüte entwickelt sich. Gleichzeitig regt sich Frau Emma's sogenanntes Gewissen. „Aber Mama! Du weißt doch, daß Franz ein Feind aller Süßigkeiten ist und Ditten verboten hat! Erwinnere Dich nur an Hänschens Geburtstag!“ „Liebes Kind, häßlich Du denn Deine alte Mutter für gar zu thöricht? Neulich hatte ja Dein Franz in gewissem Sinne recht, das waren aber auch Macronen, Marzipanstücke und Pralines. Aber bitte, überzeuge Dich selbst! Dies sind Gesundheits-Cakes und Säuglings-Biscuits; die alte Hebeime Sanitätsrath Bollinger bringt ihren Entkfindern stets von diesen Nummern etwas mit, ich habe mir ausdrücklich Hänschens wegen die Adresse verschafft.“

„Nun denn, — meinetwegen, — aber bitte, Mama, gib ihm nicht die ganze Büte; nur ein oder zwei Löffelstücken.“ „Hier mein Junge!“

Der Hans bekommt dennoch von der Großmutter den ganzen Papiersack, mit der feierlichen Vermahnung, nicht alles auf einmal zu essen und später der Spielkameraden zu gedenken; Frau Lina Jochem belehrt ihre Tochter: „Wie oft habe ich Dir gesagt, meine gute Emma, daß man bei der Kindererziehung auch an Selbstzucht, an Entwicklung der freien Enthaltung und Entsaugung denken muß?“ —

Die Frau Doctor läßt den Hans mit der Büte entwischen, — dritte Sünde! Als ihr Gatte müde heimkehrt, erwähnt sie von den fraglichen Geschichten des Tages keine Silbe, nur: „Ja, ja, die Mama war auf einen Augenblick da.“ — Vierte Sünde.

Beim Abendbrod wird der Hans, der natürlich die großmütterliche Gabe bis auf die letzten Krümeln allein vertilgt hat, leichenblaß, wird hinausgeführt und ins Bett gespedit; nach wenigen Minuten meldet das Kindermädchen, daß er sich übergeben habe. Nun folgen am Tische Expectorationen anderer Art, eine Offenbarung jagt die andere, das Lampenlicht bringt alles an den Tag, den Schluß macht eine mäßig genutzte, getrennt verlebte Abendstunde. Lina Jochem sitzt daheim im Großmutter-Nisch, im wohlverdienten Lehnstuhl und fühlt sich in Folge von Pflückerfüllung glücklich, jeder Zoll eine Normal-Großmutter! Aber ihre Süßigkeiten haben Bitterkeit geschaffen. Frau Emma sitzt mit verweinten Augen an Hänschens Bett und reicht ihm Selterwasser; Franz Hebestreit, der sich mit der wissenschaftlich begründeten Aussicht auf des Sohnes baldige Besserung trösten kann, liest in seinem Arbeitszimmer einen Essay über Diätetik der Seele. In dem Aufsatz wird auch vor zu vielen Süßigkeiten gewarnt.

Wir können hier unseren Struwwelpeter schließen und nehmen geduldig den Vorwurf in Kauf, daß wir uns das Zwiegespräch der Gatten Hebestreit zur weiteren Ausarbeitung haben entgehen lassen. Zum Trost nur noch den Nachtrag, daß Hans der Welt erhalten bleibt und noch manchem mit der großmütterlichen Herzensgüte zusammenhängenden Wagen-Katarch entgegensteht. — — — Colleague Hebestreit ist nun, was das ganze Kapitel der Süßigkeiten angeht, mit mir bis aufs Tüpfelchen über dem i einer Meinung, — eine bei zwei Ärzten überaus rare Erscheinung! — und ich kann süßlich an seiner Stelle das Wort nehmen, damit Frau Emma und Mutter fürder aus dem Spiele bleiben.

Ich weiß sehr wohl, daß nicht alles süße Kram- und Raschwerk auf einer und der nämlichen Stufe der Schädlichkeit und Verdammniß steht; von dem geradezu giftigen, mit getrümmeltem Zucker gefüllten Luftbeutel der Armen, welchen die Mutter, wenn sie auf Arbeit gehen muß, dem unzufriedenen Säugling zurückläßt, von diesem Mord- und Marder-Instrument bis zu einem harmlosen, altbekannten Antisphärichen, das ein sechsjähriges Kind verpeißt, ist ein weiter Weg.

Auch wird ein Stückchen Kuchen, bei guter Aufsicht dann und wann eingenommen, kaum erheblichen Schaden anrichten. Aber da man nicht mit Kalender und Uhr in der Hand jedesmal neben dem Kinde stehen kann, da kein Sterblicher alle Gebäck- und Bonbon-Marken kennen und beschreiben kann, so sage ich lieber von vornherein: „Fort mit aller Dütchen-trämerei!“ Muß der W-B-G-Schüpe durchaus etwas geschenkt

bekommen, damit er auf Umwegen Geschmack an der Wissenschaft findet, so geht ihm für den alten Pferdefall einen neuen Holzgaul, der auch nicht theurer ist und nach bald abgebrochenen Beinen noch im Dien nützlich wird. Hartgefoffene Oesterreicher in beliebiger Anzahl beschweren auch den Kindermagen, ich halte sie aber nicht für schädlicher, als das buntemalige Zeug, das der Oesterhase in den Conditorkladen gelegt hat. Vor allem: Lasset den Kindern die Jugendpoesie des Eierfuchens, aber lasset ihnen nicht den ganzen Vorrath des gefundenen Schapes!

Bei der kurzen Schilderung der süßlichen Schädigungen will ich mich zuvörderst an die Keßtheit der Schenker und Schenkerinnen wenden, an Onkel und Tanten und andere Verwandte. Eine einzige Büte Bonbons hat sehr viel einzelne klebrige Stücke. Wird dem kleinen Empfänger nicht alle Minuten der Mund gewaschen, Gesicht und Hände gesäubert, so entsteht eine solche Muddeligkeit an Lippen und Pföfchen, daß für die zweite Tante das Patisschändchen- und Aufgeben schon zum recht zweifelhaften Genuß wird.

Auf der Grenzschiede zwischen verletzter Keßtheit und beginnender Pathologie stehen die Zähne. „Welch Wort entfloß dem Jaun Delmer Zähne?“ lautet oft genug die Frage im alten Homer. Dieser Jaun ist in unserer Zeit meist recht arg durchlöchert, oft lange ehe das Tabakrauchen beginnt; und wenn auch die Collegen Dentisten Großartiges im Ersatz leisten, so ist die Natur bestimmt billiger und dabei sowohl angenehmer als hübscher. Natürlich sollen die schadhafte Zähne nachher nur von der Medizin herkommen, von den Eisentropfen bei Blutarmuth, von den häßlichen Säuren u. s. w.

Daß die süße Kindheitsknaberei mit Schuld trägt, daß der ewig verdorbene Magen, der dann die ärztlichen Verordnungen notwendig macht, die Blutarmuth herbeigeführt haben dürfte, davon will die erfahrene Mutter nicht gern hören. Der Zahnschmelz wird in schlimmerer Weise vom Bonbonknuspern angegriffen, als wenn einmal eine verdünnte Säure schnell über Lippen, Zähne und Zunge gleitet. Diese Thatsache darf mir jedweder glauben, wenn ich mich auch hier über das mechanisch-chemische Wie nicht weiter auslassen kann.

Welchen unglaublichen Einwendungen gutmüthiger Tanten begegnet man als Arzt! „Die Milchzähne bleiben doch nicht, Herr Doctor, und später hören ja die Ditten von selbst auf.“ Rein und ja! Ganz recht, Tante Rosamunde! Beim Himmel, die Zähne wechseln. Aber auf schlechte Milchzähne pflegt leider Gottes gewöhnlich eine gleich schlechte zweite Serie zu folgen! Wir verlassen nun die Mundhöhle, denn die durch Näscherien übertriebene Speicheldrüsen-Arbeit können wir gleich beim nächsten Organ mit erwähnen und abthun. Der Magen! Der alte Burche ist ein ebenso ehrliches und braves Ding, als meinetwegen das Herz, welches allerdings von vielen Leuten für unendlich poetischer gehalten wird. Freilich bricht der Magen leichter als das Herz, — in gewissem Sinne.

Man lese nur im Coriolan die lustige Fabel vom Magen, die der alte Menenius Agrippa den aufgeregten Plebejern aufsticht! Ja, der Magen ist der wahre Sammelplatz für alle Kraft, das Reservoir, politisch gesagt der Finanzminister, — aber hier bei den Süßigkeiten haben wir wie nützende Volksvertreter nur zu warnen, daß nicht zu viel ihm gesteuert werde.

Im echten, alten Struwwelpeter hat der selbige College Hoffmann nur den widerpenstigen Suppenlappar eingeführt, der sich durch Trop ein frühes Grab (schon am fünften Tage bei 1/2 Loth Gewicht) selbst schaufelt. Ein Schlockermaul, eine Süßschnute tritt nicht auf, obgleich diese Art wohl häufiger zur Beobachtung kommt. Ich bin, obgleich ein Kenner und Verehrer des Struwwelpeter, im ganzen betreffs der so oft gerühmten Erziehungs-Resultate dieses Buches etwas ungläubig; die bunten Bilder und Reime unterhalten und ergötzen die Kinder, damit mag es genug und Hoffmann's Ruhm wahrlich nicht geschmälert sein. Wenn mit abschreckenden Geschichten in guten und schlechten Versen etwas zu leisten wäre, könnte ich nur auf des alten Göttingt, — Gott hat ihn 1828 zu sich genommen und ihm höfentlich seine Verbrechen an der Nase verziehen, — lehrreiches Gedicht „Fritz der Näscher“ verweisen. Hier nur einige Proben davon, — auch zum Nachsehen!

„Fritz war ein herzensguter Junge,
Und lernen war ihm nur ein Spiel,
Doch auf den Wohlgeschmack seiner Zunge
Hielt leider Fritzchen gar zu viel.“

Die Speisekammer zu bemauern,
Stieg er ins Fenster einst hinein;
Da, daacht' er, giebt es 'was zu schmausen,
Da wird gewiß noch Torte sein.“

Doch diesmal fand der gute Schluder
Sich sehr betrogen; wie er sah,
Stand nichts als nur ein wenig Zuder
In einem ir'nen Näpschen da.“

Vergebens war's, um Hülfe sehen,
Sein Näpschen bracht' ihn mördr'isch um;
Was er für Zuder angesehen,
War größtentheils Arsenicum.“

Trauriges Los, so zu sterben und so bejungen zu werden! Arsenik richtet in der That mit einiger Schnelligkeit im Magen merkliche Verwüstungen an. So schlimm wird es ja nun nicht immer gleich werden, selten hat die Mutter in offenen Näpsen arsenige Säure stehen. Aber Gift, langsam wirkendes Gift sind die unnützen Zuderfächer immerhin ebenfalls.

Wie die betreffenden Mundhöhlenbräuen den Speichel absondern, so produciren zahllose, in die Magenschleimhaut eingebettete Drüsen den verdauenden Magensaft, eine aus Schale, Pepsin und freier Salzsäure wesentlich zusammengesetzte Flüssigkeit, die nun den Speisebrei . . . — halt, halt! Nur hier keine Kleinmalerei, keine ausführliche Magen-Physiologie!

Was für chemische Producte Pepsin und Salzsäure aus allen Einführen in den Magen, aus den Schledereien Zuder, Mandeln und Eiweiß herstellen können, in welcher Weise die Magenschleimhaut und ihre Absonderungen von den Ueberbürdungen mit Süßigkeiten beeinflusst werden, — das gehört in Lehrbücher, aber nicht an diese Stätte. Gegen meine Gewohnheit, die niemals auf Worte irgend eines Meisters schwört, bitte ich hier im Interesse der guten Sache, der Kürze und der Keßtheit um einigen Autoritäts-Glauben. Wozu sollen wir hier Dextrin, Traubenzuder und andere Kohlenhydrate aufmarschiren, wozu Fette und Eiweiße zerfallen lassen? Das Eine wird am schlichtesten einleuchten: Die Speichel- und Magendrüsen werden durch die süßen Liebesgaben unnütz zur

Arbeit veranlaßt und angestrengt und haben in Folge dessen die Neigung, sich unnöthiger Weise auszuruhen, wenn es nicht am Plage ist. Dann folgen Störungen, Arbeitsstockungen, dann Verschleimungen und mehr, was dann den günstigsten, jetzt so beliebten Nährboden für allerlei Bacillen und Vibrionen schafft, oder sagen wir altmedicinisich die Ursache zu Magenentzündungen aller Art abgiebt: Auf Süßigkeiten folgen Bitterkeiten, oder auch Säuerlichkeiten, Magensäure.

Dreierlei ist schädlich an jeder Zuderbüte, gesendet von Tantes Herzensgüte: Zuerst der Inhalt überhaupt, die Substanz, die nach chemischer und physikalischer Beschaffenheit für den Kindermagen meist nicht taugt. Zweitens die Dosis, die Portion, denn die ganze Büte wird fast immer (vergleiche Hänschens Hebestreit in der Einleitung!) dem Kinde in die Hände gestopft. Drittens die Zeit der Schenkung, es wird nie berücksichtigt, ob und wie viel das Beschenkte schon vorher zu sich genommen hat.

Großmütter, Tanten, auch Ihr, junggeheilten Oheime! — denn Ihr leptoner greift am ehesten nach der bequem zu laufenden Zuderbüte, — meidet alle Süßigkeiten für Eure Lieblinge! Schenket ihnen lieber, wenn einmal durchaus etwas mitgebracht sein muß, — — — nein, dreimal nein! Schenket ihnen gar nichts! Das sind garstige Götter, denen immer erst mit Bonbons oder anderen Gaben die Zunge zu einem freundlichen Grüße im Kindermunde gelöst werden muß.

Es gab eine Zeit, wo zum neuen Jahre keine Apotheker-Rechnung bezahlt wurde, ohne daß der dienstbare Geist, welcher die Jahres-Receptur beglich, mit einer ansehnlichen Last von Räucherpulver und Esenz, Neglisse Altheepaste, — Husten-leder und Magen-Morellen bedacht, ins Haus der Herrschaft heimkehrte. Eine ganz hübsche Speculation! Hans und Gretchen, — diesmal ist nicht der junge Hebestreit gemeint, — verdarben sich sofort wieder den Magen, und das Geschäft konnte von neuem beginnen. Die Unsitte ist wohl durchweg abgeschafft, und man darf sich zu dem Bruch des Brauches freuen, sowohl wegen der fortfallenden Süßigkeiten, wie wegen des Räucherwerkes. Ein offenes Fenster und frische Luft sind mir auf die Dauer lieber, als alle Wohlgerüche Arabiens; gar der vom Räucherpulver, das man in die Ofenröhren gestreut hat, aufsteigende Dunst hat für mich einfach etwas Unheimliches.

Anders als beim Apotheker, der ja auch nur einmal jährlich drohte, steht die Sache beim Colonialwaren-Händler, Materialisten, Drogerien, Greißler, Fragner oder wie sonst die Leute, welche den Haushalt versorgen, benamset werden. Da empfängt das artige Kind, das unter dem Schutze des Dienstmädchens in die ersten Geheimnisse des Haushalts- und Küchenhandels eingeweiht wird, von dem Verkäufer immer noch das Stengelchen Werstzucker, ein Duzend Pfefferminzplättchen, die herrliche Lakritze und wie immer die bekannten Herrlichkeiten beißen. Beim Ein- und Austreten der folgenden kindlichen Magenverhimmung schneidert natürlich die Caroline bei ihrer Seele Seligkeit, daß sie stets auf das liebe Engelnchen Obacht gegeben hat, und daß nichts Unrechtes über seine Lippen gekommen ist. Darum sei hier zum Schluß besondere Vorsicht und wenig Glauben an die Worte aller Carolinen beizens empfohlen. Man muß, — auch als praktische Hausfrau, — nicht zu viel Verschiedenartiges mit einander bei sich selbst und ebensovienig bei der Dienerschaft verbinden wollen. Denn sehr weise sagt der weise König Salomo: „Alles hat seine Zeit!“ Kaffee- und Zudereinkäufe und Kinder-Baufichtigung, — alles hat seine Zeit.

Nachdruck verboten.

In eisernen Fesseln.

Eine ländliche Geschichte von Ant. Andrea.



s wurde also gereift. Leicht war Herrn von Olden dieser Entschluß, mitten aus der Roggen-ernte heraus, nicht geworden; aber der Arzt hatte seiner Frau zur Kräftigung ihres zarten Organismus die See verordnet, allein wollte sie nicht fort: Was blieb einem Ruster-Ohemann anders übrig?

Die ganze Woche waren Koffer gepackt worden. Für Montag früh erklärte Frau Marie-Louise sich reisefertig. Sonntag Nachmittag kam der alte Freund der Olden, der corpulente Hauptmann, herüber, um sich zu verabschieden und zugleich eine große Neugierde ihnen mitzugeben.

„Sie sahen auf der Garten-Veranda beim Kaffee, als der Hauptmann austramte: „Meine Damen, Olden, uns sehen bewegt Zeiten bevor! Was meinen Sie wohl?“

„Einquartierung?“ fragte die hübsche, kleine Gutsfrau lebhaft. „Leider diesmal nicht; aber es wird Sie riesig interessieren. Der „geniale“ Beplaff ist wieder im Lande.“

„I, was Du sagst!“ rief der Gutsberr erstaunt, während seine Gemahlin grobe, erschrockene Augen machte.

„Jeh, Marieliesel, was hast Du für rothe Waden bekommen!“

„Das ist gar nichts, Olden!“ meinte der corpulente Hauptmann. „Unsere Damen in der Garnison leben nur noch von Beplaffaden, und unsere jüngsten Lieutenants schwören bei dem heiligen Stephan.“

Der Hausherr blinzelte seine hübsche, kleine Frau herausfordernd an: „Bei uns hat es keine besondere Bewandniß, nicht wahr, Marieliesel? Wir haben 'mal für den 'Genialen' geschwärmt.“

„Pfui, wie unzart!“ entgegnete die Genedte mit einem weinerlichen Zuden um das rothe Schmolmümdchen. „Du machst Dich über mich lustig.“

„Versteh' doch Spas, kleine Rimose!“ lenkte ihr Gatte gutmüthig ein. Obgleich die Thränen bei ihr sehr lose saßen, fielen sie ihm noch immer brennend auf das brave, verliebte Herz. „Du wartst ja noch nicht verantwortlisch dafür, — knapp aus den Backstich-Jahren heraus — —“

„Bitte, sag siehehn!“ warf die kleine Frau gereizt ein. „Na, und —“ lachte der corpulente Hauptmann. „Nichts Weibliches zwischen siebzehn und siebzehn war bekanntlich vor dem zündenden Herzen unseres Stephans sicher. — — Gnädiges Fräulein haben ihn nicht gekannt?“ wandte er sich an die blonde Schwester des Gutsberrn.

„Thut nichts, Herr Hauptmann! Er ist mir eben zu Genüge charakterisirt worden.“

„Eigentlich schade! Das heißt, — natürlich nur auf seiner Seite.“

Nachdruck verboten.

Unterhaltungsliteratur.

Von Adolf Bartels.

II.

ergleichen wir den historischen Roman mit dem modernen, dem Roman aus Zeit und Leben, so müssen wir nun freilich eingestehen, daß der letztere in unserem Jahrhundert die weitaus höhere Bedeutung erlangt hat. Eine klare Uebersicht über diese unsere zweite Gruppe zu geben, ist daher schon wegen der Zahl der Autoren und der Werke sehr schwierig. Auch hier fängt man am besten mit England an, obgleich auch Frankreich und Deutschland ganz selbständige Entwicklungen gesehen haben. Der Begründer des modernen Gesellschafts-Romans, einer Art des modernen Zeitromans, wurde Bulwer mit seinem „Pelham“, der in manchem Betracht auch sein bestes Werk geblieben ist; seine späteren Romane sind zum Theil äußerst ungesund, raffiniert und überwürzt. Auch Bulwer ist in Deutschland noch bis zum Jahre 1870 hin sehr beliebt gewesen und hat namentlich auf unsere jungdeutschen Schriftsteller einen starken Einfluß geübt; heute liebt ihn kaum jemand mehr, obgleich das Raffinement mancher moderner Werke stark an das seinige erinnert. Ueberwunden wurde er vor allem durch das durchaus gesunde Schaffen Charles Dickens'. Es dürfte kaum einen Roman-Schriftsteller geben, der die Liebe seiner Leser, nicht bloß seines Volkes, in so hohem Grade besessen hat wie Dickens, und sein großes, warmes Herz, sein Humor, seine unendlich reich ausgebildete Erzählerkunst machten ihn auch dieser Liebe würdig. In unseren Tagen weiß man nun zwar manches an ihm auszusagen, und es ist wahr, seine Menschen-Gestaltungskraft steht nicht ganz auf der Höhe, er personifiziert Tugenden und Laster, er moralisirt; dennoch ist der alte Zauber noch keineswegs ganz verschwunden, und man soll sich ihm immerhin wieder einmal hingeben, reiches Leben ist doch in Dickens. Als seine besten Werke gelten bei uns außer den stark englischen „Pickwickern“, „Dombey und Sohn“, „David Copperfield“ und etwa noch „Bleakhouse“, aber auch die übrigen Romane, „Nicholas Nickleby“ u. s. w., haben alle ihre Vorzüge. Neben Dickens, als der Größere nach der modernen Anschauung, steht dann Thackeray mit seinem „Jahrmarkt des Lebens“, mit „Arthur Pendennis“ und „Die Newcomes“. Sicher, er ist der schärfere Lebensbeobachter, der unbarmerzigere Darsteller; wer es liebt, in seiner Lectüre vor allem das Abbild der Wirklichkeit wieder zu finden, wird ihn Dickens vorziehen. Aber die Leser, welche auch etwas für das „Gemüth“ wollen, kommen bei Dickens eher auf ihre Rechnung. An das Dreigestirn Bulwer-Dickens-Thackeray schließen sich dann Charles Kingsley, der außer kulturhistorischen auch einen ausgeprochen socialen Roman schrieb („Two years ago“), und George Eliot an, diese unbedingt die größte englische Roman-Dichterin, mit „Adam Bede“, „Silas Marner“, „Die Mühle am Flos“ u. s. w., die Begründerin eines durchaus selbständigen Stiles. Neben ihr wollen Charlotte Brontë (Currer Bell), die Begründerin des Gouvernanten-Romans („Jane Eyre, die Waise von Lowood“), und zahlreiche andere weibliche Autoren sehr wenig bedeuten, auch die neueren nicht, wie beispielsweise Miss Humphrey Ward, deren „Robert Elsmere“ seiner Zeit Aufsehen machte. Gutgeschriebene Familienromane producirt die englische Literatur bis auf diesen Tag in ungewöhnlich großer Zahl, aber man hat nicht viel davon, daß man sie liebt. Und geradezu verderblich sind die englischen Sensations-Romane, deren erster namhafter Vertreter Wilkie Collins war. Diejenigen Leserinnen, die es gewohnt sind, die neuesten Tauchnitz-Bände auf ihrem Büchertisch zu haben, will ich von ihrer Unterstützung der englischen Literatur nicht abschrecken, — wenn sie nur auch gegen die deutsche einigermaßen ihre Pflicht thun.

In Frankreich beginnt die moderne Literatur mit Bayle-Steinhil, dessen Hauptwerke „Noth und Schwarz“ und „Die Kartäuserin von Parma“ aber, wie ich glaube, in Deutschland immer noch sehr wenig bekannt sind. Steinhil ist ein großer psychologischer Analytiker, und man muß ihn schon deshalb lesen, um seine zahlreichen modernen Nachfolger kontrolliren zu können. Ist der Ruhm Steinhil's bei uns kaum aufgegangen, so ist der George Sand's nun schon wieder verblaßt. Oder täusche ich mich, halten die Frauen ihre große Vorkämpferin, über deren echten Idealismus kein Zweifel bestehen kann, immer noch werth? Doch wohl schwerlich. Nun, für ihre Erstlingswerke, „Indiana“, „Lelia“, „Jacques“, die einst so einflußreich waren, möchte ich hier auch keine neue Propaganda machen, aber ihr Hauptwerk „Consuelo“ sollten wir kennen, und ihre Dorfgeschichten aus dem Berry, aus deren einer uns die Vorkämpferin bekanntlich „Die Grille“ schuf. Und zum Vergleich mit modernen Producten wären am Ende auch die stark sozialistischen „Der Reisegefährte“ („Le compagnon du tour de France“) und „Der Müller von Angibault“ zu empfehlen, — man thut immer gut, Gist erster Hand bei den großen Talenten zu nehmen, statt dritter oder vierter. George Sand's großer Nebenbuhler, Balzac, ist, wie man weiß, kein Tendenzmann, sondern der großartige, objective Darsteller der gesammten französischen Gesellschaft seiner Zeit; er hat denn auch in dem Zeitalter des Naturalismus die Sand weit überholt und wird noch heute auch in Deutschland oft gelesen. Seine Hauptwerke „Die Unheilshaut“ oder „Das Chagrinleder“ (wie man „La peau de chagrin“ bei uns verschiedentlich überlegt hat), „Das Lebens-Elisir“, „Eugenie Grandet“, „Vater Goriot“, „Größe und Fall Caesar Bironotens“, die bedenkliche „Cousine Betty“ verdienen in der That lebendig zu bleiben, sie sind ein Weltspiegel eigener Art, und es schadet keinem erwachsenen Menschen, recht tief in solche Weltspiegel hinein zu blicken. Neben diesen drei Größen (von denen, nebenbei bemerkt, Steinhil mit Bulwer, George Sand mit Dickens, Balzac mit Thackeray merkwürdig correspondirt) wollen die anderen beliebten Schriftsteller der älteren Generation, die Cherbuliez, Feuillet, About u. s. w., nicht viel besagen; der Lieblings-Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs, Feuillet, z. B. ist so gut ein Schwächling wie der Lieblings-Autor der dritten Republik Ohnet. Dagegen empfehle ich die Novellen Merimée's und die amüsanten Skizzen Murger's, die haben künstlerische Physiognomie. Auf den französischen Familien-Roman, der existiren soll, kann ich ebensowenig eingehen wie auf den englischen, überhaupt nicht auf Durchschnitts-Leistungen. Der englische und der französische Durchschnitt

schlagen? Ich bin ja gefangen. Teufel auch, welcher vernünftige Mensch unterminirt seinen Garten?“

„Es ist nur ein Fuchseisen.“ —
 „Zu mir noch schlimmer genug. — Ah, verwünscht!“
 Er bißte sich und zerrte wüthend an dem Eisen. Dann, mit einem Ruck, taumelte er rückwärts und fiel ins Gras.
 Gera verspürte ein menschliches Nühren.
 „Sind Sie heraus?“ fragte sie milde.
 „Aber wie! Die verwünschten Haken haben mir den Fuß zerfetzt. Wenn Sie da nicht angewachsen sind und sonst etwas Rüdgrat haben, holen Sie einem armen Kerl vielleicht 'nen Topf Wasser und einen Lappen. Man kann doch hier nicht wie ein Hund liegen bleiben!“

Ob Gera wollte oder nicht, die Furcht hatte ihren eigenen Willen völlig gelähmt; sie handelte nur noch nach dem des unheimlichen Menschen.

„Nehmen Sie sich aber in acht!“ zischelte dieser ihr zu. „Nicht Alarm schlagen, sonst —“ Er verschluckte das übrige; aber Gera ergänzte es sich: „Drehe ich Dir den Hals um.“

Während sie dann einen Krug Wasser und ein Handtuch aus ihrem eigenen Zimmer holte, überlegte sie, wie sie den Menschen auf gutlichem Wege wohl los würde. Er war inzwischen dicht an das Gebüsch gerückt und hatte den Stiefel von seinem verletzten Fuß gezogen.

Gera warf einen scheuen Blick auf ihn. Er sah jetzt im Schatten, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, daß von diesem nichts als das Ende eines spitzen, dunkeln Bartes zu erkennen war. Vielleicht hatte er es sich geschwärzt: Gera war auch darauf gefaßt.

Sie stellte ihm den Krug auf Armeslänge hin. Weiter wagte sie sich nicht an ihn heran. Er brummte etwas wie: „gut“, und halb abgewandt, zerrte er ärgerlich an seinem Strumpf, der große Blutsiede bekommen hatte.

„Er trägt Strümpfe“, dachte Gera beobachtend. „Also ein Stroch in besseren Verhältnissen.“

Da ächzte der Mann, daß es Gera ins Herz schnitt. Unwillkürlich bückte sie sich, um ihm behülflich zu sein. Er hatte den Strumpf aber schon herunter und machte eine abwehrende Bewegung, wie: komm mir nicht zu nahe! Dann lehnte er sich erschöpft gegen das Gebüsch, beinahe, als wäre er ohnmächtig geworden.

Wachte der Mensch ein Landstreicher oder ein Verbrecher sein, in diesem Augenblick sah Gera Olden nur einen Verunglückten. Sie tauchte das Handtuch in den Wasserkrug und schlug es behutsam um seinen geschundenen Fuß. Er lag stoffstill; nur als Gera ein zweites Mal das Tuch eintauchte und auslegte, athmete er erleichtert auf. Sie war bei ihrer Samariter-Arbeit niedergedauert und konnte sehen, daß der Fuß geschwollen war und aus mehreren Löchern blutete.

„Ich werde Ihnen einen Verband machen.“ —
 Da er nichts darauf erwiderte, schaute Gera verstohlen auf und bemerkte, daß er nieder auf ihre Hände blickte: Wahrscheinlich hatte er es auf ihren Brillantring abgesehen.

„Sie haben wohl ein Messer bei sich?“ fragte sie mit unbewußtem Hohn. Ob er über ihre schlecht gespielte Unbefangenheit lächelte? Sie wagte nicht, ihn darauf anzusehen. Er tastete hastig an sich herum und brachte eines zum Vorschein, — keinen Dolch, sondern ein gewöhnliches Taschenmesser von leidlich anständiger Qualität.

„So. Nun fassen Sie das Handtuch an. Ich schneide einen Verband. Danke!“

Wie doch die Höflichkeit dem gesitteten Menschen im Blute steckt! Sie hatte wirklich „danke!“ gesagt. Wahrscheinlich mokirte er sich über sie, obgleich er sich nichts merken ließ, sondern ihr mühsam den Fuß hinhielt.

Sie verband ihn so gut es ging. Dann erhob sie sich: „Das ist fertig. Den Strumpf werden Sie aber schwerlich 'überbekommen.“

„Thut nichts.“ Er knüllte ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. Da schrillte die Pfeife des Nachtwächters.

Der Mensch wollte aufspringen, fant aber mit einem Schmerzenslaut zurück: „Verwünscht! Kommt der Kerl hierher?“

„Glock — hat — zwelf — schla — gen!“ tönte es schläfrig und blechern durch die Stille.

„Er macht die Runde auf dem Hofe und kommt dann ans Schloß“, sagte Gera, mit einem Mal ganz kaltblütig. „Dann kann er Ihnen den Weg hinaus zeigen.“

„Will's ihm nicht raten, mir in die Hände zu fallen!“ zischelte der Mensch grimmig. „Nein, Fräulein, wenn Sie mich aus dem Wege haben wollen, müssen Sie selbst Hand anlegen. Sie wissen hier wohl Bescheid: giebt's nicht in der Nähe einen Unterschlupf? Ich bin nicht bössartig. Den Zusammenstoß mit dem Wächter möchte ich vermeiden.“

„Mein Gott, Sie würden dem armen, alten Manne doch nicht ans Leben gehen?“ Gera bebte vor Angst und Entrüstung. „Dies ist nicht der Augenblick, einen Menschen mit Fragen in die Enge zu treiben. Ich wollte nur gesagt haben, daß ich für die Folgen nicht stehe. Man braucht nicht just ein Strauchrüber zu sein, um sich etwas Unbequemes abzuschütteln.“

Seinen Schmerz verbeiend, erhob er sich mühsam und horchte um sich.

Da schlug der Hund des Nachtwächters an.

„Oho! Fräulein, befinnen Sie sich nicht lange! Wenn ich auch dem Kötter mit einem gesunden Fußtritt den Garaus machen könnte, möchte ich doch den armen, alten Mann' nur im Nothfalle —“

„Nein, nein!“ fiel Gera ihm mit Todesverachtung ins Wort: „Keine Gewaltthat! Hier, stützen Sie sich auf mich, dann fort, ins Gebüsch dort, ehe der Hund herankommt. Beim Treibhaus sind Sie sicher.“

Jetzt legte der Mensch die Hand auf ihre Schulter: Sie hätte ihm nicht entschlipfen können. Er war wohl um einen halben Kopf größer als Gera, die doch ein stattliches Maß hatte. So nahm das Dächtig sie beide auf.

Nachtwächter Schramm schlurte indes um das Schloß herum. Sein Hund, der etwas Fremdes zu wittern schien, ließ unruhig hin und her. Das kam dem Hüter der Gutsherrlichen Sicherheit nicht geheimer vor; so schnell ihn seine Beine trugen, zog er sich mit jammt seinem Hunde in den Kuhstall zurück.

Am Treibhaus, wo der nächtliche Ruheföhrer es sich auf der Bank, in einer Laube von Biergetränk, bequem gemacht hatte, dachte Gera Olden nicht ohne Befriedigung: „Ich habe dem alten Schramm das Leben gerettet.“

(Schluß folgt.)

die sie von Kleinauf gekannt haben wollte, behauptete, daß sie nie schlafen ginge, ohne unter ihr Bett, in den Kleiderschrank und den Kamin zu leuchten. Sie wäre als Kind einst einem Einbrecher in den Weg gelaufen, der es auf die Speisekammer abgesehen und gedroht hätte, ihr das Hälschen umzudrehen, falls sie nachsehen thäte. Seitdem wäre ihr alles, was „Rann“ hieß, so fürchterlich, daß sie beständig auf der Hut vor ihm bliebe. Es fing bei den Inspectoren an. Einer, der „Ober“, sollte sich einst sterblich in sie verliebt haben. Er wurde dafür knall und fall entlassen.

„Schade!“ sagten die Leute. „Sun schmudet Mädchen, un so klaut. Abert, wat de Mannslüd sijn, de kann sei nich utstahn, süst frigga kumt sei all Doag.“ —

„Sagen Sie nur, Kröhl, was war diese Nacht beim Aquarium los?“ fragte Gera den Gärtner. „Die Wasservögel waren auffallend unruhig.“

„Joa, gnädj Frölen, id hef wat seihn bi 't Schloß. It glöw, de Foh is doa west.“

„Hat er Schaden angerichtet?“

Das allerdings nicht; aber Kröhl hatte der Vorsicht halber gleich das Eisen gestellt. Die Vögel, welche das Aquarium bevölkerten, waren Herrn von Olden's Liebhaberel. Sie kosteten ihm viel Geld und Pflege. Er hatte sie seiner Schwester besonders ans Herz gelegt. Diesen Morgen fehlte Gera aber das erforderliche Interesse. Zwar besorgte sie eigenhändig die Fütterung; sie war jedoch nicht bei der Sache, denn sie bemerkte nicht, daß die Höltergans ihr in den Finger hakte, und der zahme Flamingo den Schnabel an ihrem frisch gewaschenen Ruffeln-Kleide wischte.

Sie war den Abend vorher in der Nachbarschaft gewesen und hatte nichts als Beylassaden gehört, — haarsträubende! Die jungen Damen thaten, als wären sie sich ihres Lebens nicht mehr sicher, während sie sich kein Wort von den Klatschgeschichten der älteren entgegen ließen. Solch ein gefährlicher Mensch, ohne Grundfäße und Gewissensbiß!

Gera nahm sich vor, über den Hausfrieden ihres Bruders zu wachen. Sie wollte ihn warnen, ihn ermahnen, die moralische Widerstandsfähigkeit seiner Frau nicht auf die Probe zu stellen. Wie das aber beginnen, ohne Friedrich's Vertrauen auf die Menschheit zu erschüttern?

Eines Abends schrieb sie ihm einen langen Brief, acht Seiten. Gewissenhaft las sie diese noch 'mal durch und — zerriß sie. „Eine gänzlich mißlungene Epistel!“ murkte sie. „Gera, liebe Freundin, Du hast 'ne spitze Zunge! Einen Menschen, den Du nur vom Hörensagen kennst, acht Seiten voll anzuschwärzen, — schäme Dich!“

Es war inzwischen spät geworden. Gera löschte die Lampe und begab sich in ihr Schlafzimmer. Eine köstliche Luft strömte hier durch die offenen Fenster aus dem Garten herein.

Es war ein wundervoller Sommerabend. Der Mond wob stimmernde Schleier um das dunkle Haupt des Parkes. Ein sanftes Säuseln ging durch die Wipfel. Die Natur im Schoße der Nacht athmete leise, wie in süßen Träumen.

Gera schaute hinaus in den milden Frieden ringsumher; aber sie war keine Träumerin. Nach einer Weile beschlich sie ein Gefühl von Unbehagen: Sie allein in dem großen Hause, in der düsteren Umgebung des Parkes, — weiter hinten das verlassene Gehöft, das schlummernde Dorf, — nichts als Schweigen, Lede und Nacht!

Im Erdgeschloß lag allerdings die Bedientenstube, und das Wirtschaftsgelände mit der Wohnung der Inspectoren war nur von einer Nasenfläse und einigen Blumenbeeten vom Schloße getrennt; aber dort befand sich alles in tiefem Schlaf, selbst der Hofhund in seiner Hütte.

Gera erschauerte: Gott wech, wie viel böses und gefährvolles sich unter dem Mantel der schönen Sommernacht versteckte!

„Ich warte, bis Schramm die erste Stunde abruft“, dachte Gera bänglich. „Nachher lege ich mich schlafen.“

Der Nachtwächter hatte sich aber im Krüge von der Hitze des Tages erholen wollen und dabei ein Schnapschen über sein Maß getrunken. Um zehn Uhr torkelte er mit Mühe und Noth über den Hof, und um ein Viertel nach lag er im Kuhstall auf seinem Bund Stroh, — schnarchend, daß die jungen Kälber in der Bucht unruhig wurden.

Vergebens horchte Gera nun auf seine Pfeife und den bekannten Ruf: „Glock — hat — elf — schlagen!“ Es blieb alles still: Es konnte einem auf die Nerven gehen.

Doch da ließen sich Schritte auf dem Kieswege hören, die von der Front herankamen. Gera horchte auf. So pflegte Schramm nicht aufzutreten, wenn er seine Runde „zunetzte.“ Sie entfernten sich schnell und leise, wurden dann aber an der anderen Seite, nach dem Park hin, wieder hörbar.

Gera bekam es mit dem Gruseln. Sie behielt nicht mehr Courage genug, in ihr Bett zu flüchten und die Decke über ihre Ohren zu ziehen.

Blötzlich freisichte ein Wasservogel durch die unheimliche Stille. Wachte etwa der Fuchs die Gegend unsicher? Gera, Hafensfuß, darum diese heillose Angst! Du bist doch das Kind nicht mehr, das bei dem Anblick eines verhungerten Handwerksburschen in Krämpfe fällt. Deine Schuldbigkeit wäre es, gleich 'mal bei den Vögeln nachzusehen. —

Klapp! Schnapp!

Es fuhr dem stattlichen Fräulein durch alle Glieder; aber sie nahm sich zusammen. Ohne Zweifel das Fuchseisen! „Monsieur le Renard“ war in die Falle gegangen. Ehe sie aber Kröhl oder den Bedienten weckte, wollte sie sich davon überzeugen. Wie sie stand und ging, trat sie auf die Veranda hinaus. Trotz des Mondscheins konnte sie von hier das Eisen nicht sehen. Es lag zu weit nach dem Aquarium hin. Rasch schritt sie über den vom Nachthau feuchten Rasen, als ein halblauter Ruf ihr entgegen schlug: „Donnerwetter!“

Entsetzt prallte sie zurück. Sie wollte Hilfe schreien; doch die Reble war ihr wie zugeschnürt: Vor ihr, genau, wo das Fuchseisen liegen mußte, lauerte ein Mensch, halb im Schatten des Gebüsches. Als er sie bemerkte, schmeckte er in die Höhe, und wie ein paar Geister der Nacht starrten sie einander an.

„Was — thun Sie dort?“ fragte Gera heiser, — mit dem Muth der Todesangst.

Keine Antwort. Der Mensch schien nicht minder erschrocken zu sein als sie. Das gab ihr etwas Fassung.

„Wenn Sie nicht reden, rufe ich um Hilfe!“ drohte sie, — allerdings mit schwacher Stimme.

„Unterstehen Sie sich!“ klang es dumpf, kaum verständlich, zurück. „Das heißt, — ich bitte, — wozu wollen Sie Lärm

mag früher besser gewesen sein als der deutsche; heute, wo wir so viele begabte Autorinnen haben, ist er das schwerlich mehr.

An der Spitze des Realismus in Deutschland steht ein heute noch lange nicht nach Gebühr gewürdigter Autor, ein Schriftsteller, den man seinem Talent nach wohl mit Balzac vergleichen kann, obschon er nur Bauerngeschichten geschrieben hat: Es ist Jeremias Gotthelf, der Berner Pfarrer Albert Bitzius. Wer ihn lesen will, muß sich freilich einige Mühe geben; denn das Schweizer-Deutsch, das Gotthelf viel verwendet, ist nicht leicht, und zarte Rücksichten auf Lesertinnen nimmt der Schweizer niemals; wer aber Sinn für naturwüchsige Kraft, Verständnis für das Volk hat, wer sich an Salon-Poesie den Magen verborben, der mag nur zu Jeremias Gotthelf gehen, da findet er viel mehr, als er erwartete, viel mehr als bei unseren modernen Naturalisten. Wenigstens die beiden Ull-Romane, „Ull der Knecht“ und „Ull der Pächter“, dann etwa noch „Käthi, die Großmutter“ und vor allem auch eine Anzahl der kleineren Geschichten Gotthelf's sollte jeder Deutsche kennen. Die Gotthelf gleichzeitigen Autoren, die Jungdeutschen, allen voran Gupkow, sind bei weitem nicht so frisch geblieben wie er; er schuf eben aus dem Leben heraus und sie aus der Literatur, vornehmlich unter dem Einflusse Bulwer's und George Sand's. So verjähren sie nun in den Leihbibliotheken, und nur die älteren meiner Lesertinnen werden noch von Gupkow's vielbändigen „Mittern vom Geißi“ und dem „Zauberer von Rom“, von Hannu Lewald's „Von Geschlecht zu Geschlecht“, von den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn (deren spätere Werke übrigens noch von den Katholiken viel gelesen werden) eine Vorstellung haben. Der bei uns von den Jungdeutschen begründete Zeitroman ist dann namentlich von Spielhagen weiter gebildet worden, hat bei diesem zwar auch stärkere sensationelle Elemente aufgenommen, aber dafür auch an Phantasiekraft und Temperament gewonnen. Ich halte Spielhagen's erstes Werk, die „Problematik der Naturen“, immer noch für sein bestes, nächstdem die „Sturmfluth“. Daß Spielhagen Tendenzmann, politisch sehr einseitig ist, ist bekannt, und so mag er manche Leserin abstoßen. Aber fesseln kann er, und die späteren Vertreter des Zeitromans, Konrad Tzscherning, auch Sudermann u. s. w., haben alle viel von ihm gelernt.

Gegen den jungdeutschen Roman, der meist tendenziös und infolgedessen oft auch leblos war, machte sich früh eine Opposition geltend, die die Einkehr bei der Natur und später beim Volke auf ihren Schild schrieb. Der Hauptvertreter der Einkehr bei der Natur war Adalbert Stifter, dessen in den „Studien“ und „Buntten Steinen“ enthaltene Novellen man auch heute noch nicht übersehen darf. Mit einem Band Stifter an einem schönen Frühlings- oder Sommertage in den Wald zu gehen und sich mit ihm liebevoll in die Natur zu versenken, halte ich für einen großen Genuß. Die Einkehr beim Volke brachte die Dorfgeschichten hervor, deren berühmtester Vertreter Berthold Auerbach war. Die Natur und Wahrheit Jeremias Gotthelf's, den man früher tief unter ihn stellte, hat er nie bejessen, er konnte es selten lassen, seine Bauern zu drapieren, ihr Leben mit Effecten auszustatten; doch sind unter seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ manche gute und selbst eine bedeutende, der „Diethelm von Buchenberg“. Seine späteren großen Romane sind kaum noch zu genießen; denn Auerbach war der geschickteste Mensch und hatte fürchterlich viele Gedanken, und die stopfte er nun alle in seine Romane hinein. Sein Erfolg mit Dorfgeschichten entfesselte eine wahre Dorfgeschichten-Fluth in Deutschland, die sich aber dann bald wieder verließ. Doch ist einiges Gute zurückgeblieben, so die Erzählungen aus dem „Ries“ von Melchior Meyr, so die „Geschichten aus Tirol“ von Adolf Pichler, die neuerdings sogar die dritte Auflage erlebt haben. In späterer Zeit nahmen der Ostranker Heinrich Schaumberger („Im Hirtenhaus“, „Zu spät“, „Vergessener Musikantengeschichten“), die Bayern Maximilian Schmidt und Ludwig Ganghofer („Der Klosterjäger“, „Die Martinsklause“, „Schloß Hubertus“), vor allem aber die Oesterreicher Angenruber und Rosegger die Dorfgeschichten wieder auf, und in ihren Händen wurde sie nun eine allseitige wahre Darstellung des gesammten Volkslebens.

Unter die Dorfgeschichtenschreiber hat man wohl auch den Dramatiker Otto Ludwig gerechnet, weil er zwei oder drei Thüringer Erzählungen „Die Heiterkeit“ und ihr Widerspiel „Vom Regen in die Traufe“ und „Zwischen Himmel und Erde“ geschaffen hat, aber der ist viel mehr. Sein Kleinstadt-Roman „Zwischen Himmel und Erde“ ist unbedingt eine der gewaltigsten, tragischen Compositionen der deutschen Literatur und weder in Hinsicht auf ergreifende Wahrheit noch auf psychologische Feinheit von dem jüngeren Geschlecht übertroffen worden, und die eher einer Dorfgeschichte gleichende Erzählung „Die Heiterkeit“ hat eine solche Fülle charakteristischen Details, daß man auch bei ihr an die Auerbach und Genossen gar nicht denken darf. „Zwischen Himmel und Erde“ wird jedermann fesseln, „Die Heiterkeit“ aber manchem breit erscheinen, — und doch ist diese Breite notwendig; wer ihr, den hundert kleinen, lebenswahren Zügen keinen Reiz abgewinnt, der muß wirklich noch veruchen, — lesen zu lernen.

Die fünfziger Jahre, in welche auch diese beiden Werke Ludwigs fallen, waren überhaupt eine Blüthezeit der deutschen Unterhaltungs-Literatur, der deutschen Dichtung, kann man eben so wohl sagen. Nun trat, nachdem der Einfluß Bulwer's und George Sand's überwunden worden war, der Charles Dickens hervor, und unter ihm schuf Gustav Freitag, dessen „Soll und Haben“ und „Verlorene Handschrift“ lange Zeit als die beiden deutschen Rusterromane gegolten haben und in der That auch so etwas sind, wenn man nur nicht die höchsten poetischen Maßstäbe anlegt. Auch auf Fritz Reuter, den größten Humoristen dieser Zeit, hat Dickens ohne Zweifel den stärksten Einfluß geübt, und zeitweilig wohl auch auf Wilhelm Raabe. Freitag und Reuter gelten heute nicht mehr so viel als vor zehn, fünfzehn Jahren, sie sind der jetzigen Leser-Generation nicht echt genug und wohl auch ein bißchen zu gesund, oder, so sagen die bösen Jüngsten, philiströs. Aber man lasse sich ja nicht abschrecken, sie zu verchren, — große Dichter sind sie zwar nicht, aber doch Ideale von Unterhaltungs-Schriftstellern. Neben Reuter als Dialekt-Dichter steht sein Landsmann John Brindmann („Kaspar Ohm un id“), auch Klaus Groth's „Vertellen“ verdienen Erwähnung. Besser als Freitag und Reuter, kommt bei der neuen Generation Wilhelm Raabe weg; der war immer ein Original, und Originale respectirt man. Seine Originalität ist übrigens gar nicht so absonderlich, wie man vielfach geglaubt hat, Raabe erlaubt sich nur, Menschen und Dinge, — ich möchte sagen, —

mit dem Herzen zu sehen, und da schaut seine Welt denn freilich ein bißchen anders aus, als die der Leute, die zur Betrachtung der Dinge nur den nüchternen Verstand besitzen. Wer in Raabe recht tief eingedrungen ist, der kommt nicht wieder von ihm los, der muß ihn lieben. Sowohl seine früheren größeren Romane („Die Leute aus dem Walde“, „Der Hungervastor“), als auch seine sehr zahlreichen kleineren Erzählungen („Der Träumling“, „Horader“, „Bunnigel“, „Alte Reiser“, „Das Horn von Banza“, „Acten des Vogelfangs“ u. s. w.) seien hiermit also auf das beste empfohlen; es ist eine Freude, daß sie in der Welt sind.

Auch Gottfried Keller's einziger Roman „Der grüne Heinrich“ und seine ebenso einzige Novellenammlung „Die Leute von Seldwyla“ fallen in die fünfziger Jahre, — das Kapitel über Keller braucht wohl nun nicht mehr gelesen zu werden, den muß man kennen, und wenn einer über ihn raisonnirt, dann judt man die Achsel. Neben ihm, ein bißchen tiefer, stehen die beiden großen Novellisten Storm und Henje, die auch in den fünfziger Jahren begannen und bis in unsere Tage rüstig fortgeschaffen haben. Storm der poetischere, stimmungsvollere, Henje der elegantere, weltmännischere, vielseitigere. Storm's Werke muß man vollständig, von Henje's Novellen wenigstens eine gute Auswahl besitzen. Wer auch Henje's Romane („Die Kinder der Welt“, „Im Paradiese“, „Der Roman der Stiftsdame“) lesen will, der thue es, — nur von den letzten, die hier deshalb auch nicht genannt wurden, muß man abstrahiren. Feine Naturen unter den Novellen-Dichtern hat unsere Literatur auch sonst noch manche aufzuweisen, ich nenne nur Hermann Grimm, der auch einen geistvollen Roman („Unüberwindliche Mächte“) geschrieben hat, Roquette (der übrigens ungleich ist), Robert Waldmüller, Karl Frenzel, vor allem die viel zu wenig bekannten Oesterreicher Ferdinand von Saar („Novellen aus Oesterreich“) und Stephan Milow („Wie Herzen lieben“). Noch in unserer Zeit ist die Kunst, eine feine Novelle zu bauen, nicht ganz ausgestorben. Es seien da vor allem Hans Hoffmann („Unter blauem Himmel“, „Im Lande der Phäaken“, „Neue Korfu-Geschichten“, „Von Frühling zu Frühling“ u. s. w.), Victor Blüthgen und der Humorist Heinrich Seidel („Leberecht Hühnchen-Geschichten“) erwähnt.

Ja, diese fünfziger Jahre! Auch die reine Unterhaltungs-Literatur hat in Deutschland wohl kaum je so hoch gestanden wie damals, ist jedenfalls nie gesunder und frischer gewesen. Da schrieb der alte Holtei seine stoffreichen, wenn auch öfter ein bißchen ungenierten Romane, da Levin Schücking, der mit Romanen („Ein Schloß am Meer“, „Die Ritterbürtigen“, „Ein Bauernfürst“) begonnen hatte, zahlreiche moderne und historische Novellen, die fast immer fesselnd waren, da erfand Edmund Hölzer die Erzählung aus der Großvaterzeit und dem norddeutschen Patrierthum, die so stimmungsvoll seitdem kaum wieder geschrieben wurde, Hackländer führte in die Kaserne und hinter die Coulissen des Theaters und, Gott weiß, wo noch hin, Geräusche in die (damals) neuen Staaten der Union, in die südamerikanischen Pampas und die Goldfelder Australiens. Und um diese beliebtesten Erzähler scharten sich zahlreiche andere, zum Theil dichterisch höherstehend. Noch ist der Ruhm von Hermann Kurz' „Schiller's Heimatsjahre“ und seinem „Sonnenswirth“ nicht ganz verklungen, Leopold Kompert gilt noch immer als der beste Erzähler aus dem jüdischen Leben, Julius von der Traun ist doch wohl noch in Oesterreich bekannt, August Becker auch noch nicht ganz verschollen. An diese schließen sich dann manche Erzähler der sechziger und siebziger Jahre, wie der phantastische Julius Große („Der getreue Edart“) an. Es ist gewiß richtig, in der Wirklichkeits-Schilderung, in der psychologischen Analyse sind die Modernen sicher weiter gekommen, aber das eigentliche Erzählen verstanden diese Alten alle besser, und so lehrte wenigstens der Leser, der den frischen Zug liebt, immer gern wieder einmal zu ihnen zurück.

Auch die deutschen Frauen begannen in jener Zeit eine größere Rolle in der Unterhaltungs-Literatur zu spielen, auch in ihr Schaffen kam ein realistischer Zug. Es sei hier zuerst Marie Rathusius erwähnt, deren „Tagebuch eines armen Fräuleins“, „Elisabeth“ u. s. w. zwar für bestimmte Kreise geschrieben wurden, aber doch auch Andersdenkenden gefallen konnten. In eine andere Welt versetzen die Romane von Eliza Wille, „Felicitas“ und „Johannes Claf“, die sehr mit Unrecht vergessen worden sind. Luise von Francois' tüchtige, männlich-kraftige Romane („Die letzte Nedenburgerin“, „Frau Erdmuth's Zwillingssöhne“, „Stufenjahre eines Blindlichen“ u. s. w.) sind zwar später hervor getreten, wurzeln aber doch auch in dieser Zeit. Und die Vorgänge der deutschen Unterhaltungs-Kunst dieser Tage erweisen auch die jüngeren Schriftstellerinnen Claire von Klüver, Emmy von Dindlage, A. v. d. Elbe (A. v. d. Decken), Sophie Junghans und Bernhardine Schulze-Smidt, welche drei letzteren noch heute in frischem Schaffen begriffen sind. Von Sophie Junghans seien vor allem die älteren Romane „Käthe“ und „Haus Edberg“, von Bernhardine Schulze-Smidt (die nach ihrem Auftreten auch den Modernen zugerechnet werden darf) „In Moor und Marsch“ und ihr eben erschienenen Werk „Eiserne Zeit“ namhaft gemacht. Die Mar-Littere und was ihr folgte, hat dann die ältere, gute Frauen-literatur sehr geschädigt.

Nachdruck verboten.

Griesgrämige Frühlingsgedanken.

Plauderei von P. G. Heims. (Verh. Walter.)

Die „geneigte Leserin“ erwarte keine Lyrik nach Eichendorff, Uhland oder Hebel. Die folgenden Gedanken haben nur ein Recht auf den Titel „Frühlingsgedanken“, sofern sie eben im Frühling entstanden sind, gelegentlich einer Fahrt eines wintermüden Mannes in die Berge, in denen der holde Venz eben anfing, sich die Augen auszureiben. Ich wurde viel gewarnt vorher. „Aber ich bitte Sie, wer wird denn Ende April nach Thüringen gehen! Da treffen Sie ja noch keinen Menschen!“ Ja, das war's ja eben! Ich wechselte als Antwort mit drei verkleideten Citaten, je nach Anlage der oder des Warnenden. Höher angelegten Naturen hielt ich die Braut von Messina hoch entgegen: „Die Welt ist vollkommen

überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“ weicher Bestimmten begegnete ich mit Goethe: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Groll verschließt!“ und robustieren Naturen rief ich zu: „Nord, Süd, Ost und West, — auf alle Pfeifen können: das ist das Best!“ Und die Lokomotive pfeift mit mir, und so fuhren wir ab; wenn es auch wohl hinter mir hieß: „Ob diesen Antworten des Candidaten Jobbes — geschah allgemeines Schütteln des Kopfes!“ Und ich streckte die Fäße von mir, zündete mir eine Cigarre an und sagte leise dazu: „Ah!“

Es war ja nun gerade keine zweite Weltreise, diese Ur-laubsreise eines alten Martinpfarrers a. D., und weder den Atlantischen noch den Stillen Ocean habe ich dabei wieder gesehen. Und doch erschant man so allerhand, wenn man still lächelnd ins volle Menschenleben hineingreift. — Der Frühling gilt ja als die Zeit der holden Winne. Das hatte ein junges Ehepaar auch gedacht, das auf der Hochzeitsreise war. Kurz vor Abgang des Zuges in Erfurt kamen sie eiligt an und kletterten schnell in den Wagenabtheil, den ich bis dahin selbstherrlich innehatte. Es war ihnen nicht lieb, daß schon einer da war. Aber sie ignorirten mich wenigstens, und ich hüllte mich in die Tarnkappe. Er wollte durchaus mit liebendem Ungestüm es durchsetzen, daß sie sich auf sein Plaid setzen sollte. Sie wehrte das ab. Das gab zunächst einen kleinen, niedlichen Kampf. Sie siegte durch Anführung härterer Gründe. Etwas gedemüthigt, legte er es unter sich selbst und ersodt dafür kurz nachher einen kleineren Sieg seinerseits, indem er sie sanft bewog, eine Tafel Chokolade zu nehmen, wengleich sie erklärte, augenblicklich keinen Appetit zu haben. Aber Liebe vermag alles.

Und dann aßen sie beide Chokolade, und sahen einander verklärt an, und lachten sich geheimnißvoll selig an. Und dann nahm er behutsam erst ihre eine, und dann ihre andere Hand, und sie sprachen leise und lyrisch mit einander; und ich glaube wirklich, ich war durch Selbstverflüchtigung unsichtbar geworden, denn wie die Chokolade ganz zu Ende war, da — gab er ihr einen Kuß. Es war wohl der erste an diesem Tage! — Es giebt ja Abtheile für Nichtraucher. Könnte es nicht auch solche für Hochzeitsreisende geben? Ein Frühlingsgedanke, der ihnen und mir sympathisch gewesen wäre.

Es giebt wunderliche Leute und wunderliche Häuser auf Erden.

Zu den wunderlichen Leuten möchte ich die rechnen, die meinen, man könne nur zur Zeit der „Hochsaison“ auf die Reise gehen, gerade wie alle die, die mir abriethen, im ersten Frühling zu fahren. Man kann auch von ihnen sagen: Sie wissen nicht, was sie thun. Es giebt ja doch keine herrlichere Zeit zum Wandern, als wenn es auch hier heißt: „Wohlauf, die Lust geht frisch und rein,“ und wenn die Sonne noch mild strahlend vom Himmel scheint; keine köstlicheren Tage, als die, in denen die dunkeln Tannen so ernsthaft sich abheben vom Hintergrund des Buchenwaldes, der von Tag zu Tag vom bronzenfarbigen Braun zum smaragdnen Grün sich wandelt. Und am Rain blüht weh der Schlehdorn, und aus dem blühenden Moos hebt sich der weiße Stern der Anemone, und unten im Thal leuchten schimmernd im Blüthenhimmel die Kirschblume aus den Wärdern. Und die Welt ist so still und so feierlich einsam. Der Fint schlägt vom Ast, und fern im Forst schlägt der Specht einen Baum an, — und nun hebt gar zum ersten Mal der Kluck an, dort überm Thal; ganz weit her schallt das Schlagen einer Art im Wald; um die weihstämmige Birke am Waldestrand liegt's wie ein zarter, gestrickter Schleier: nein, rede mir keiner gegen den ersten Frühling im Walde, im Frühlingschein; oder wenn der Vollmond gerade ins Bergthal hinein-scheint, dann ist's erst recht schön!

Erster Frühling! Noch ist's feierlich im Thal und auf den Bergen. Du wanderst tagelang und begegnest höchstens einem Förstler im dunkeln Tann, und darfst allein gehen mit deinen ausruhenden Gedanken, wenn du wintermüde in die „Wüste“ geklopft bist, und singst leise vor dich hin die halbvergessenen Lieder vom Wandern und fernem Jugendzeit:

„Waldeinsamkeit, du stilles Revier,
Wie liegt die Welt so weit von hier.“

Und es giebt nur wenig Kellner um diese Zeit; die rüsten sich erst zum Raubzug, wie die Engerlinge drunten in der Erde. Und die Kurhäuser stehen noch leer! Die Menschen sind eben zu tomische Leute! Da stehen an der Strafe, am Walde, an der See ungeheure Kasernen gebaut, mit Balkons und mit dünnen Wänden aus Fachwerk; und daran prangt in Reihenlettern: „Logirhaus“ oder „Kurhaus“. Und da hinein ziehen sie scharenweis zu Hunderten in kleine hellhörige Zimmerchen und Kämmerchen, umwogt und umraucht von all dem kleinen Jammer, den sie hier so gut um sich haben wie in der Stadt. „Saison!“ „Man muß sich behelfen!“ — Und jeht im ersten Frühling wohne ich herrschaftlich schön in reizender Villa, allein und einsam am Waldebrande, und bin frei — frei! Kein Raabbar, kein Kindergeschrei, kein Drängen mit Unbekannten, kein Grüßen und Vorstellen, keine Gaststafel, — o Diogenes, ich verstehe Dich, daß Du den Alexander hatest, er möge dir nur aus der Sonne gehen, ob du auch bei Deinen Zeitgenossen für etwas verdreht gelten müßtest!

Es steht ja freilich reizend und entzückend aus, wenn man zur „Ferienzeit“ durch eine berühmte Sommerfrische hindurchwandert, und auf den Balkons sitzen die Frauen und Mädlein in hellen Gewändern, und aus den Lauben schimmert es roth und gelb und grün, und aus dem Gebüsch und über dem smaragdnen Rasen schallt das jauchzende Lachen und Kufen der Kinder: es sieht alles so nach Idylle, nach Frieden aus; aber ich habe einen guten Freund, der nimmt im Sommer selbst Gäste bei sich auf, und in seinem Kopfe spiegelt sich diese Welt oft anders. Und er hat mir einige dieser Spiegelbilder gezeigt, z. B.: Ein junger Assessor, elegant und schneidig, lebenswürdig, aber nervös! So nervös, daß er am dritten Tage bittere Klage erhebt über einen Buchfinken, der in der Tanne vor seinem Schlafstübchenfenster sein Morgenlied zu singen pflegt. Armes Finklein, wußtest Du, daß so die Welt war? — Stolz und gravitätisch geht der schöne, bunte Haushahn nichtahnend über den Hof und dünkt sich nicht weniger, als die Frau Kur-gast, die auf ihn deutet und erregt sagt: „Entweder er verschwindet, oder ich ziehe aus! Das etelhafte Thier weckt mich jeden Morgen im besten Schlaf!“ Und am nächsten Tag gab's Hühnersuppe, und das Töchterlein vom Hause hatte verweinte Augen. — Nicht weit vom Hause fließt mit murmelndem Rauschen ein strömender Bach, und schön und feierlich klingt

sein Raunen und Riefeln durch die Nacht. Aber nicht alle finden das. „Ach Gott,“ sagt die Frau Rechnungs-rath, „ich finde das eigentlich störend. Es ist so was Aufregendes und Unruhiges darin!“ Aber dem Vach ist nicht so leicht beizukommen, wie dem Haushahn, und unbekümmert um das Mißfallen, das er erregt, riefelt und spült er weiter über das Gestein, über das er schäumend bricht, hin durch die prächtige Sommernacht. Und eine Dame fand sogar das Rauschen und Raunen der Baumwipfel vor den Fenstern der Kammer freundlich und heimlich. Aber der liebe Gott ging doch durch den Wald.

Wenn Er es den Menschenkindern nicht immer recht machen kann, dann können diese sich wenigstens trösten, wenn's ihnen nicht immer glücken will. Da war eine junge Frau, die sträubte sich heftig, in dem Bett zu schlafen, über dem ein Delbild hing: das könnte und müßte herunterfallen und sie im Schlaf erschlagen! Und es wurde abgenommen. Da stieg sie getrübt in das Bett hinein. Eine andere wollte durchaus eine andere Tapete haben: das Muster sei zu unruhig und rege sie auf. Aber diesmal zog die zarte Zimmerbewohnerin zornig davon, und die Tapete blieb nichtsahnend in ihrer ganzen schauerlichen Unruhe ruhig an der Wand.

„Kinder sind ein Geschenk vom Herrn, wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!“ heißt es jenes Ortes. Als Badegäste können sie aber zur Zeit der großen Ferien manchmal als Danaer-Geschenk gelten, wenn sie, was zuweilen vorkommt, nicht gerade zu militärischem Gehorsam erzogen sind. Es giebt in dem Punkt zu seltsam angelegte Mütter. (Auch Väter freilich!) Da steht im Garten vor meinem Fenster eine kleine Holzmühle, die sich im Winde dreht. Im vorigen Sommer machte es einer Mutter aus sehr gutem Hause außerordentlichen Spaß, mit einem Stod auf diese harmlose Mühle loszuprügeln, um ihrem Söhnchen, das sich todt lachen wollte, ein Vergnügen zu machen. Und wie die Mühle kaputt war, da war der Spaß zu Ende. Ich weiß nicht, ob es derselbe, seine Bestimmung verfehlt habende Stod war, mit dem ein achtjähriges Mägdelein der Reihe nach alle Blumentöpfe mit Farnkräutern jauchzend entweihete, und die Mutter sagte gütig: „Es ist ja ein Kind!“ — So zehn Stück davon auf einmal, o das ist nervenstärkend.

Im ersten Frühling sind auch die noch zu Hause und in der Schule, und die Blumen auf den Beeten und im Walde und an den Wegen haben's gut.

„O Wandern, o Wandern, du freie Burche-lust!“ Es ist nun lange her, daß ich als Student gewandert bin, aber das Verdienst hat seinen Werth für mich behalten. Aber am liebsten wandere ich trotz allem allein, ganz allein. Da gehen die Augen sinnend und erqu coast über all die verborgene und ans Licht brechende Herrlichkeit hin, und die Gedanken haben ihren Frieden. „Wer reisen will, der schweig' sein still“, sagt der alte Philander, und recht hat er. Aber recht hat auch Eichendorff, wenn er klagt:

„Und wie er auch sich Mühe giebt,
Und wie er auch sich stellt, —
Der Mensch kann nimmermehr heraus
Aus dieser Narrenwelt.“

Es hat halt jeder seinen Sparren: die Ge-selligen und die Einsamen.

Und es muß Leute von beiden Sorten geben. — Aber die Wanderburche, die jungen und die in Amt und Würden, werden nie aussterben. Es wär' auch zu schade darum; denn:

„Wenn kein Wanderburche wär,
Wo käm' das liebe Wandern her?“

Raddruck verboten.

Und die Engel lehrten Ihn.

Nach dem Gemälde von Fritz Koerber.
Siehe Seite 52 und 53.

Es steht zwar nicht im Neuen Testament „und die Engel lehrten Ihn“, aber doch ist's ein wahres und erbauendes Wort. Dort steht im Lucas ein ander Wort von der Engelwacht: „Das Kindlein wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm“; und weiterhin: „und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Wir wissen historisch von der Jugendgeschichte des Herrn nichts; wenn wir abschen wollen von dem apokryphen Evangelium der Kindheit Jesu, dessen Erzählungen wunderfächtiger Art uns keinerlei Aufschluß geben. Ein einziges Mal wird das Schweigen unterbrochen durch die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel; dann herrscht wieder tiefes Geheimniß über seinem Leben, bis zu seinem öffentlichen Auftreten im dreißigsten Jahre.

Aber: „Die Engel lehrten Ihn!“ Davon sind die nachfolgenden drei Jahre bis nach Golgatha leuchtende Zeugen. — Die Lichtgebilde der heiligen Engel, „der Unsterblichen, der Reinen,“ bringt die Schrift ja überall da in Verbindung mit dem Leben des Herrn, wo es Augenblicke gilt von entscheidender Bedeutung. Ein Engel tritt ein bei Maria am Tage der Verkündigung: „Begrüßet seiest Du Goldselige, Du Gebenedeiete unter den Weibern!“ In der Nacht der heiligen Geburt klingt das Engellied mit nie verhallenden, seligen Klang über das Feld von Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ — Als Er sich in der Einsamkeit der Wüste rüstet zu seinem Beruf, da treten nach vierzig Tagen die Engel zu dem, der versucht war allenthalben, gleich wie wir, auf daß er ein barmherziger Hoherpriester würde, — und dienten ihm; nach dem furchtbaren Seelenkampf auf Gethsemane klingt die gewaltige Klage freundlich aus: „Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte Ihn“.

Ostermorgen, da schallt es jubelnd aus Engelmund mit froher Botschaft: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier: er ist auferstanden!“ Das waren die Engel, „die Ihn geleitet“ und geleitet.

Das Bild des Meisters dagegen erinnert an Albert Knapp's schönes Lied:

„Jedweden Kindlein, klein und schwach,
Im Schloß und in der Hütte,
Folgt leis ein Engel Gottes nach
Und leitet's Schritt vor Schritte,
Und giebt bei Tage und bei Nacht
Treulichend auf das Kindlein Acht.“

Der Engelwacht befehlen auch wir unsere Kinder, daß auch sie zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen!

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich schicke Dir heute mein Bild mit unserem Leo. Mama hat mir meine alten Gartenhosen auf dem Bilde angezogen. Die sind gar nicht schön, aber ich werde gar nicht so schmutzig darin. Letzten Sommer war ich mit Mama in Deutschland, dahin sind wir mit einem großen Schiff gefahren. Ich war dann auch in Berlin und Breslau bei der Großmama. Hier in Amerika ist es auch schön, ich kann auch schon englisch sprechen, aber mit Papa und Mama darf ich nur deutsch sprechen. Ich bin vier Jahre alt, und hier giebt es auch einen Weihnachtsmann. Eigentlich heiße ich Waldemar, aber ich werde immer Bubi genannt.

Dein lieber Bubi Hantke.

Milwaukee, Wis. U. S. A.

Raddruck verboten.

Ein neues Hagel-Räthsel.

u den Naturerscheinungen, die wir, obgleich sie uns in Folge ihrer Häufigkeit durchaus nicht wunderbar erscheinen, doch noch nicht zu erklären vermögen, gehört auch der Hagel. An Erklärungsversuchen hat es freilich nicht gefehlt, etwas Sicheres über die Entstehung des eigenthümlichen Eises in der freien Luft wissen wir aber noch nicht. Wir wissen nicht, warum der Hagel bald bei Gewittersturm, bald bei unheimlicher Windstille fällt; warum er einen Ort häufig heim-sucht und einen ganz nahe liegenden verschont; warum er in der Ebene häufig, im Hochgebirge selten ist. Noch vollkommen räthselhaft ist uns das Vorkommen von Quarzsteinen in Hagelkörnern, das kein Geringerer als Nordenfjöld verbürgt. In einzelnen Hagelkörnern, die zu Broby in Schweden niedersielen, lagen Quarzsteine von ziemlicher Größe. Eine Frau, die mehrere große Hagelstücke in Milch, zu deren Abkühlung, gelegt hatte, fand später neun weiße Steine darin. Im Ganzen wurden damals über vierzig solche Mineralien als Einschlüsse von Hagelkörnern auf verschiedenen Plätzen gesammelt. Zu dieser unerklärlichen Erscheinung ist jetzt noch eine neue hinzu-gelommen. Man hat in Hagelkörnern große Mengen von Bacterien gefunden. Sorgfältig gereinigte Hagelkörner wurden

in sterilisirten Probirgläsern langsam geschmolzen und das Schmelzwasser untersucht. In einzelnen Körnern stieg die Zahl der Bacterien über 3000. Irdische Stoffe, mit denen sie hätten in die Luft gewirbelt sein können, wurden nicht gefunden. Man sucht die Erscheinung durch die Annahme zu erklären, daß durch Stürme Oberflächwasser aus Seen und Flüssen in die Höhe geführt werde, wo es dann an der Bildung der Hagelkörner theilnehme. So lange wir aber über diese Bildung selbst noch nichts wissen, können wir auch die Wichtigkeit dieser Annahme nicht prüfen.

Raddruck verboten.

Bienengift gegen Schlangengift.

Kein zweites Thierleben ist so aufmerksam beobachtet und zu so viel Gleichnissen herangezogen worden, wie das der Biene. „Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,“ die Biene sind es, „die durch die Regel der Natur uns lehren, zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich.“ Der süße Honig und der giftige Stachel, zu wieviel Vergleichen haben sie schon dienen müssen!

„Recht lustig summt euch das Bienechen vor,
So lang es Waff' und Honig nicht verlor,
Doch ist sein scharfer Stachel erst heraus,
Ist's mit dem süßen Ton und süßem Honig aus.“

Gewiß, die giftige Wirkung des Biene-stiches haben viele schon am eigenen Leibe erfahren, aber auf den Gedanken, dieses Gift einmal näher zu untersuchen, seine chemischen und physiologischen Wirkungen kennen zu lernen, war seltener Weise niemand gekommen. Vor einem Jahre etwa wurde die erste Untersuchung dieser Art angestellt. Mehr als 25000 Biene mußten dabei ihr Leben lassen. Das Gifttröpfchen einer Biene wiegt etwa zwei Zehntel Milligramm, sodas von 5000 Biene erh ein Gramm Gift gewonnen wird. Das wasser-helle Gift schmeckt bitter und enthält außer dem eigentlichen Giftstoff noch Ameisensäure und einen aromatisch riechenden, sich schnell verflüchtigen Stoff. Unter dem Mikroskop erweist es sich vollständig bakterienfrei. Auf die unverletzte Haut gebracht, bleibt es wirkungslos, in der Haut verursacht es Entzündungen, ins Blut eingeführt, zeigt es Wirkungen, die auffallende Ähnlichkeit mit denen des Schlangengiftes haben. Diese Ähnlichkeit hat den Anstoß zu Impfsversuchen gegeben. Gift heilt Gift! Dem Verfahren, mit Gift zu impfen, liegt die Beobachtung zu Grunde, daß das stärker wirkende Gift eine immunisierende Kraft gegen das schwächer wirkende besitzt. So haben auch die Impfsversuche mit Bienengift bewiesen, daß das stärker wirkende Gift der Biene gegen das Gift der Schlangen immunisirt. Es wurde ein Meerschweinchen mit dem Gift von 15 Hornissen geimpft. Außer einer schwachen Entzündung der geimpften Stelle und einer etwa 36 Stunden anhaltenden Temperatur-Erniedrigung von 4° C. war an dem Thiere keine nachtheilige Folge des Impfs zu bemerken. Nun wurden ein geimpftes und ein ungeimpftes Thier gleichzeitig mit gleich großen Dosen Viperngift geimpft: Das durch Bienengift immun gemachte Thier zeigte nicht das geringste Unbehagen, das andere starb nach vier bis fünf Stunden. Das vorher geimpfte Thier war einen Monat lang immun. — Versuchen an Menschen müssen erst noch zahlreichere an Thieren vorausgehen.

Redactions-Post.

Fr. A. W. in Z. — Beschränken Sie sich darauf, Gerhart Haumann's „Fuhrmann Henschel“ zu lesen; jede Aufführung dieses Stückes ist eine Sünde wider die Keuschheit und den guten Geschmack.

Wibbegierige in Braunschweig. — Wir wollen versuchen, Ihre Frage, wie hohe Abstrade der Reichs ertragen kann, mit einigen Beispielen zu beantworten. Auf einer Reise des Hamburger Dampfers „Salatiga“ wurden im Heizraum des Schiffes regelmäßige Messungen der Wärme ange-stellt. Als das Schiff in der Straße von Malakka war, wurde im Heizraum eine Temperatur von 52 Grad Celsius gemessen, während das Thermometer im Schatten des Beckens nur 28 Grad zeigte. Im Indischen Ocean und im Golf von Aden stieg die Wärme im Heizraum auf 55 Grad. Auf einem anderen Schiffe hat man im rothen Meer und in der Straße von Malakka sogar 70 Grad gemessen. Die Gelehrten, die in solcher Temperatur arbeiten müssen, sind wahrlich nicht zu beneiden. Die beiden Gelehrten de la Roche und Berga vermochten in einer Temperatur von 87 bis 90 Grad acht Minuten auszuhalten. Unsere Quelle sagt auch, daß ein gewisser Rortines in einer Temperatur von 170 Grad 14 Minuten ausgehalten haben soll, jetzt hier aber berechtigten Zweifel.

Gertrud P. in Rürnberg. — Wir lieben den Humor zwar sehr, aber Ihre humoristischen Gedichte sind uns doch ein wenig zu — komisch.

Trene Abonnentin in Neval. — Schreiben Sie uns nur ohne Rückhalt, Sie können sich auf unsere Verschwiegenheit unter allen Umständen verlassen.

Frau Elisabeth in Gästrow. — Der Ausdruck: „Ich will Dir ein P davor schreiben“ (so viel als, ich will Dir etwas verbieten oder verweigern) stammt aus der Zeit, als Deutschland von Pest-Epidemien heimgegriffen wurde. Man schrieb an die Hausthür solcher Häuser, in denen Pestkrank-lagen, ein großes P, um Gesunde von dem Betreten dieser Häuser abzuhalten.

Frau Anna S. in Karlsruhe. — Wir können Ihnen für Ihren Brief ein wirklich vorzügliches Buch empfehlen: „Gedichte, Lieder, Spiele u. s. w. fürs Kind“, Verlag des Frauenbildungs-Vereins in Breslau, Rathhaus-strasse 18. Die Gedichte sind sorgfältig ausgewählt, alles Gute ist zusammengetragen. Wir haben das Buch den maßgebenden Rächtern, den Kindern, vorgelesen, und sie konnten nicht genug hören. Wenn Sie und alle unsere Leserinnen ein gutes Werk thun wollen, dann sorgen Sie für die weiteste Verbreitung des Buches, schenken es auch armen Kindern, — es kostet nur zehn Pfennig!